

ChrisCare

MAGAZIN FÜR SPIRITUALITÄT UND GESUNDHEIT

2/2026

FREUNDLICHKEIT *hilft heilen*

KOMPETENT

Wie Gott ermächtigt
„glaubend hilfreicher zu helfen“.
S. 26

INSPIRIEREND

Es geht in gutes Land.
Ein Lied bewirkt Segen.
S. 36

PRAXISNAH

Hey heißt: Ich sehe dich.
Impulse im Alltag.
S. 6

INHALT

 – Diese markierten Beiträge können Sie auch hören.

EINLEITUNG

3 Editorial & Gedanken zum Titelbild

ERFAHRUNG


4 Bei mir ist es so:


Andrea Werner ist Krankenschwester und arbeitet in einem Hospiz. Sie ist dankbar, Menschen beim Loslassen helfen zu können.

5 Claudia Elwert ist dankbar, die Freundlichkeit Gottes mit ihren Händen weitergeben zu können.


Nandiyin Nandiyin, Psychotherapeutin in Ausbildung in Elbingerode, musste erfahren, dass Ihre Freundlichkeit nicht ankam.

TITELTHEMA

 **6 Hey heißt: Ich sehe dich.**
Andreas Rieck ist sich sicher: Kleine Zeichen im Alltag stärken die Gesundheit.

 **8 Spricht Gott Deutsch?**
Wie die Freundlichkeit Gottes Grenzen überwinden kann schildert, Jennifer Castillo Ortiz, Referentin für Internationale Christliche Pflegende.

10 Gut für das Herz. Frank Fornaçon hat in der Bibel geblättert und Ermutigendes entdeckt.

 **11 Freundlichkeit ist nicht immer gleich.**
Im Gespräch mit ChrisCare gibt die Theologin Mihamm Kim-Rauchholz Hinweise, wie sich Freundlichkeit in unterschiedlichen Kulturen ausdrücken kann.

24 Wer singt, betet doppelt.

Die Psychiaterin Dorothee Deuker über ihre Erfahrungen mit Musik als Quelle spiritueller Inspiration.

PERSÖNLICH FÜR SIE


39 Im Brief an die Patienten

Wie ein Satz den Alltag auf Station verändern kann, schildert Frank Fornaçon

HEILSAM – GESUNDHEIT FÖRDERN IN KIRCHENGEMEINDEN

18 Editorial

19 Gott heilt in Chemitz. Eine lutherische Kirchengemeinde in Sachsen hat ein Herz für kranke Menschen.

 **20 Hohes Alter – christliche Gemeinde.**

Viele Fragen stellt Markus Müller und sucht nach möglichen Antworten.

23 Wer Kranke begleitet, wird gesegnet.

Anregung für die Gemeindepraxis.

HINTERGRUND

12 Das Salz in der Suppe. Andreas Walther arbeitet als Arzt in einer deutschen Klinik und in Afrika. Welche Lehren zieht er für die Zukunft des Gesundheitssystems?


16 Gemeinsam stark, füreinander sorgen, miteinander handeln. Mareike Gerundt & Astrid Giebel zeigen, wie sich das Gesundheitswesen weiterentwickeln kann und was christliche Träger dazu beitragen können.

26 Wie Gott ermächtigt, „glaubend hilfreicher zu helfen“. Davon berichtet Detlev Katzwinkel, langjähriger Klinikchef und engagierter Christ.

28 Vom Kongress zum Magazin. Frank Fornaçon über die Idee, einen Kongress aufs Papier zu bringen.

30 Aus der Redaktion berichten zwei Mitglieder über ihre Erfahrungen in der Mitarbeit.

31 Dankbarer Abschied von ChrisCare und spannende Perspektiven für die Zukunft. Georg Schiffner als Vorsitzender des Vereins Christen im Gesundheitswesen über die weitere Arbeit am Thema.

 **33 Familien und Kinder stärken.** Andrea Klimt schreibt als Professorin für Praktische Theologie an der Hochschule Elstal über Weitergabe des Glaubens.

36 Es geht in gutes Land. Ein Lied erreichte in den letzten Jahren große Reichweite. Es wird in vielen Kirchen gesungen. Jan Primke über die Entstehung und Wirkung von „Segne uns an diesem Tag“.

FÜR SIE GELESEN

37 Bruno Schrage, Astrid Giebel: Geistlicher Machtmissbrauch und sexualisierte Gewalt. Die Herausgeber haben zahlreiche Beiträge zusammengetragen über blinde Flecken in der konfessionellen Wohlfahrtspflege.

37 Musa Deli: Unsichtbare Mauern. Mehr als einfach nur ein weiteres Buch über Rassismus.

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

etwas wehmütig nehmen wir mit dieser Ausgabe Abschied. Die letzte gedruckte Ausgabe ist aber trotzdem voller inspirierender Beiträge rund um das Thema Freundlichkeit. Das Lied von Jan Primke, „Segne uns an diesem Tag“, das in vielen Kirchengemeinden gesungen wird, war Anlass für diese Wahl. Das Lied ist ein Gebet, in dem es in einer Zeile heißt: „Schau uns freundlich an und sag: Es geht in gutes Land.“ Mit diesem Wunsch gehen wir in die Zukunft. Als gesegnete Menschen können wir ein Segen sein. Als Menschen, denen Gott freundlich gesinnt ist, können wir anderen freundlich begegnen. Gerade in einer Zeit, die zu vielfältiger Sorge Anlass gibt, ist die Verheißung: „Es geht in gutes Land“ eine große Ermutigung. Mehr über das Lied und seine Wirkungsgeschichte erfahren Sie im Interview mit Jan Primke.

Das Gesundheitswesen wird künftig noch stärker auf Mitarbeitende unterschiedlicher kultureller Hintergründe angewiesen sein. Die multikulturelle Zusammensetzung unserer Teams ist eine Art Labor für die übrige Gesellschaft. Wenn es unter den stressigen Bedingungen der Notaufnahme oder der Pflege hochaltriger Menschen gelingt, freundlich miteinander umzugehen, dann kann das Vorbild für andere Lebensbereiche sein.

Anders als es populistische Parolen weismachen, ist Deutschland für viele kein Sehnsuchtsland. Es hat sich herumgesprochen, dass Fremde hier nicht nur freundlich behandelt werden. Da ist zum Beispiel eine Gynäkologin aus Afrika, die in einer deutschen Kleinstadt praktizierte, als einzige Frauenärztin der Stadt. Fünf Jahre hat sie misstrauische Blicke, hämische Bemerkungen und praktizierte Unfreundlichkeit ertragen. Dann hat sie ihre Koffer gepackt und ist in eine Stadt gezogen, wo das Klima fremdenfreundlicher ist. Ihre ehemaligen Patientinnen müssen nun zur Behandlung bis in die weit entfernte Großstadt fahren. Als Christen können wir dazu beitragen, dass solche Entwicklungen in unserem Land nicht zunehmen und bewusst Zeichen der Freundlichkeit setzen – so wie wir selber auch die Freundlichkeit Gottes erleben dürfen.



GEDANKEN ZUM TITELBILD

GIBT ES HIER ETWAS ZU FEIERN?

Eine gute Prognose, ein guter Heilungsverlauf? Oder strahlt die Mitarbeiterin aus ganz anderem Grund? Weil sie die Patientin nicht als Leidende sieht, sondern als Mitmensch? Auch wer krank ist, hat Würde, ist liebenswert, selbst wenn man durch die Schmerzen unfreundlich wirkt oder den Mitarbeitenden durch Hilflosigkeit viel Mühe bereitet. Am Bild fällt mir zudem auf, dass die Mitarbeiterin nicht von oben herab auf ihre Patientin sieht, sondern zu ihr aufblickt. Könnte es sein, dass die Patientin selbst der Anlass zum Lächeln ist? Hat sie einen Scherz gemacht oder die Mitarbeiterin gelobt? ■ **Frank Fornaçon**

In weiteren Themen geht es noch einmal um die Frage der ersten Ausgabe dieses Jahres: Wie Kinder glauben lernen. Andrea Klimt hat uns einen ermutigenden Beitrag geschrieben. Wie wir durch Musik ermutigt werden, schildert Dorothee Deuker aus eigener Erfahrung und Lovis Kalden-Knapstein nimmt uns mit in ihre Gebetspraxis.

Die letzte Ausgabe von ChrisCare ist natürlich auch Anlass zum Rückblick. Dankbar sind wir den Leserinnen und Lesern, den Multiplikatoren, die ChrisCare in ihrer Praxis ausgelegt haben, den Förderern, die durch ihr großes finanzielles Engagement ein hochwertiges Magazin ermöglichten und Autorinnen und Autoren, die ehrenamtlich großartige Beiträge geliefert haben. Die inhaltliche Arbeit wurde in den 16 Jahren von einem interdisziplinären Redaktionskreis gestaltet. Der war für uns alle eine große Bereicherung. Wir können Sie, unsere Leserinnen und Leser, nur ermutigen: Suchen Sie sich Gesprächspartner jenseits eingefahrener Gleise. Im ökumenischen Dialog und im Zusammenwirken verschiedener Berufe liegt eine große Chance. Christen im Gesundheitswesen, der Verein, der ChrisCare ermöglicht hat, ist eine der wenigen Plattformen für diesen Austausch und der 10. Christliche Gesundheitskongress 2027 steht schon vor der Tür. Mehr dazu an anderer Stelle im Ausblick über die künftigen Möglichkeiten, das Miteinander von Spiritualität und Gesundheit zu fördern. ■

P.S.: Wir haben noch Restbestände früherer Ausgaben, die Sie gerne zum Weitergeben bestellen können. Wir freuen uns über eine Spende für die Versandkosten.

Im Namen des Redaktionsteams



Frank Fornaçon
Pastor i.R., Redaktionsleiter,
Ahnatal



Dr. med. Georg Schiffner
Vorsitzender von Christen im
Gesundheitswesen, Aumühle

BEI MIR IST ES SO

ChrisCare lebt vom lebendigen Austausch innerhalb der Redaktion und mit Leserinnen und Lesern. Wir fragten einige von Ihnen: Oft, aber nicht immer, waren es Mitarbeitende, die sich bei Christen im Gesundheitswesen e.V. engagieren. Sie haben die Leserinnen und Leser in ihren Alltag und manchmal auch in ihr Herz schauen lassen.



DIE FREUNDLICHKEIT GOTTES ERFAHREN UND WEITERGEBEN

Am Tag, als die Anfrage kam, zu diesem Thema etwas zu schreiben, las ich morgens die Losung. (Bibelwort für den Tag). Es ging um den Segen, der uns am Ende jedes Gottesdienstes zugesprochen wird. „Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht über dir leuchten und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.“
4. Mose 6.24-26

Was bedeutet es für mich, dass der lebendige Gott sein Angesicht über mir leuchten lässt und mich „freundlich“ anschaut? Durch die Erklärung zu der Losung wurde mir ganz neu bewusst, wenn der lebendige Gott „durch mich durchstrahlt“, dann bleibt das nicht ohne Auswirkung auf meine Mitmenschen, ob Kollegen, Freunde, Familie oder unsere Patienten oder Gäste.

Ein freundliches, lächelndes Gesicht erfreut mich im Alltag und ist in der Lage, mich aus einer traurigen Stimmung heraus zu holen. Wenn mich jemand „anstrahlt“, kann es plötzlich hell werden in mir. Meine Tochter schenkte mir zum Geburtstag ein selbst gemachtes Bild mit dem Spruch: „Wenn Du jemand ohne ein Lächeln siehst, schenk ihm einfach deins“. Dass die Freundlichkeit Gottes durch mich durchstrahlt, so wie es mir im Gottesdienst immer wieder zugesprochen wird, dafür bete ich vor jedem Dienst. Öfters darf ich dann auch erleben, wie unser Gott mir Gelegenheiten schenkt, dann persönlich von ihm zu erzählen und die Hoffnung, die mich trägt, weiter zu geben. Zugewandtheit und Freundlichkeit kosten nicht viel Zeit und sind manchmal genau die Momente, die bei unseren Patienten und Gästen hängenbleiben.

Ich arbeite in einem stationären Hospiz und die Menschen, die bei uns einziehen, sind dort unsere Gäste. Wir erwarten sie an der Eingangstür und begleiten sie in ihr Zimmer und verabschieden sie auch am Ausgang, wenn sie wieder „ausziehen“. Unsere Gäste sollen sich bei uns wohlfühlen und unsere Freundlichkeit spüren und erfahren. Ich erinnere mich an den Einzug einer älteren Dame, die vor Kurzem bei meiner persönlichen Begrüßung an der Eingangstür, sehr ängstlich und verzagt aussah. Sie traute sich kaum den Blick zu heben. (Wir wussten schon vorher, dass sie überhaupt nicht zu uns wollte.) Als ich sie anlächelte und sie herzlich willkommen hieß, lächelte sie sehr zaghaft zurück. In ihrem Zimmer angekommen, fragte ich sie, was ich ihr jetzt Gutes tun könne. Einen Kaffee und erstmal schlafen, war ihre schnelle Antwort. Beim Aufnahmegespräch später taute sie langsam auf und später sagte sie mir, die freundliche Begrüßung habe ihr sehr geholfen, bei uns anzukommen. Sie war nur kurze Zeit unser Gast und ich durfte erleben, wie sie in guter Atmosphäre „loslassen“ konnte, bis sie bei uns wieder „auszog“.

„Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit.“ (Psalm 121,8) ■

Andrea Werner, Palliativfachkraft in einem stationären Hospiz in Schauenburg/Hoof bei Kassel



GOTTES LICHT IST ÜBERALL

Als Jugendliche war ich zu Gast in der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé. Frere Roger hatte ich an einem der Abende um Gespräch und Segensgebet angefragt. Er hörte mich aufmerksam an und sprach dann: „Gottes Licht ist überall“. Beim anschließenden Segen hatte ich ein so deutliches Erleben von Gottes Frieden, seinem Licht, seiner Liebe und Freundlichkeit, die mein ganzes Sein erfasst hat. Dieses Erlebnis trage ich in mir und es begleitet mich in beruflich besonders herausfordernden Situationen, wenn ich Patienten mit starken Schmerzen und in großer Not begegne. Glauben zu können, dass Gottes Licht auch dort ist und ich von daher in Begegnung sein kann, hat für mich schon viele schwierige Situationen „erhellt“.

Auch ist mir ein Ausdruck von Gottes Freundlichkeit, dass ich in vielen Begegnungen Vertiefung und Bereicherung von Christen der unterschiedlichen Konfessionen und Denominationen erleben konnte. Ich empfinde es als großes Geschenk von Gott, mit Menschen ganz unterschiedlicher Prägungen und Wurzeln auf dem Weg zu sein. Diese Erfahrungen bedeuten mir viel im Kontakt mit Patienten, die in Anbetracht ihrer Krankheit und Alter manchmal von verstörenden, verletzenden Erlebnissen mit Christen berichten und dankbar sind, von meiner Gottesbeziehung zu hören, die ihrem Erleben etwas Ordnetes und Klärendes hinzufügen kann. Ich erinnere mich an ein Treffen, als eine Frau, die mich nicht kannte, für mich betete und sprach: „Gott segnet deine Hände und gebraucht sie, um Türen zu Menschenherzen zu öffnen“. Dieses Gebet hat mich damals sehr berührt und reicht bis heute in meinen Berufsalltag hinein. Ein beeindruckendes Erlebnis war in der Behandlung einer sehr schwer erkrankten Frau, die unter der Therapie tief entspannte und als ich die Behandlung beenden wollte, sagte: „Bitte machen Sie so weiter. Das, was Sie da tun, gibt mir ganz tief drinnen das Gefühl, dass Gott mich liebt.“

Ich weiß mich als Beschenkte von Gottes Freundlichkeit und bin dankbar für meinen Beruf als Physiotherapeutin, in dem ich das so direkt an Patienten weitergeben kann in Worten, Gesten und mit den Händen. ■

Claudia Elwert, Physiotherapeutin, Ettlingen



TROTZ ENTÄUSCHUNGEN VON DER GÜTE GOTTES REDEN

Ich arbeite als Bezugstherapeutin in einer Sucht-Rehabilitationseinrichtung. In letzter Zeit habe ich mich bei einer Patientin oft hilflos gefühlt, die Leberzirrhose (Child C) hat und kognitiv und strukturell (Selbst-Realität-Einschätzung) total eingeschränkt ist. In den ersten Wochen konnte sie nur sagen: „Ich kann gut schlafen“ – mehr nicht. Wenn ich etwas wissen oder verstehen wollte, musste ich ihr dies mühsam aus der Nase ziehen. Sie braucht einfach eine stationäre Nachsorge. Sonst wird sie sterben. Meine Rückmeldung oder Hilfeangebot kamen bei ihr gar nicht an. Ich musste so oft für Geduld, Liebe und Weisheit beten.

„Der Herr ist gut zu allen Menschen und barmherzig zu seiner ganzen Schöpfung.“ (Psalm 145,9) Ich erlebte trotz aller Schwierigkeiten Gottes Güte bei der Zusammenarbeit mit dieser Patientin, z.B. die Wiederherstellung der Beziehung zu ihren Kindern. Endlich, nach dem Gespräch mit ihrer Tochter, wagte sie den Schritt, in ein sozialtherapeutisches Wohnen zu gehen. Sie sagte, dass sie alles tut, um abstinent zu leben. Prima! Ich freute mich richtig für sie, da es der beste Weg ist. Bei der Suche nach einem Wohnheim für sie erfuhr ich immer wieder die Freundlichkeit von Gott: durch Fahrangebot von Kollegen, geöffnete Tür bei einer Einrichtung, herzliche und einladende Einführung von einer Mitbewohnerin in dieser Einrichtung. Als alles in Sack und Tüten war, sagte meine Patientin, dass sie nach Hause will, statt in diese Einrichtung. Enttäuschung! Wie schade! „Wie köstlich ist deine Güte, o Gott. Aus dem Reichtum deines Hauses schenkst du Menschenkindern mehr als genug.“ (Psalm 36, 8-9) Leider nehmen nicht alle Menschen Gottes Geschenke an. Ich kann nur für diese Patientin weiter beten. Und ich will trotzdem die große Güte von meinem Gott preisen und will von seinen mächtigen Taten reden. ■

Nandiyin Nandiyin, Psychologin M.sc., Psychotherapeutin in Ausbildung, Diakonie-Klinik Elbingerode



HEISST: „ICH SEHE DICH!“



DIESEN BEITRAG
KÖNNEN SIE AUCH ANHÖREN

Beim Einführungstag für neue Mitarbeitende stellen wir oft eine einfache Frage: „Wie erleben Sie bisher die Atmosphäre bei uns im Marienhospital?“ Oft hören wir: „Die Stimmung ist anders als bei meinen früheren Arbeitgebern.“ Und wenn wir nachfragen, woran das festgemacht wird, kommt häufig eine ganz schlichte Antwort: „Hier grüßt man sich.“

Vielleicht wirkt das zunächst unscheinbar: Man grüßt sich. Aber offenbar macht es einen Unterschied, ob Menschen grußlos aneinander vorbeigehen – oder ob sie einander wahrnehmen. Ein kurzes „Guten Morgen“, ein freundliches Nicken oder ein einfaches „Hey“ verändern die Atmosphäre. Gerade in einem Krankenhaus, in dem viele Menschen unter Druck stehen, Sorgen tragen oder erschöpft ihren Dienst tun.

Immer dann, wenn wir uns auf dem Flur grüßen, geht es um mehr als nur um Höflichkeit.

EIN GRUß SAGT OFT UNAUSGESPROCHEN:

- „Ich sehe dich.“
- „Du bist nicht egal.“
- „Du gehörst dazu.“
- „Wir teilen diesen Tag miteinander.“

Und es ist schön, wenn ein Gruß erwidert wird. Beim Einführungstag sagte einmal jemand: „Das ist wie ein kleiner Energieschub.“ Vielleicht kennen Sie dieses Gefühl selbst: Ein freundliches Zurückgrüßen kann mitten im Alltag ein kleines Zeichen von Verbundenheit sein – und manchmal ist ein Lächeln genau die Ermutigung, die man gerade gebraucht hat und die einen aus dem Tunnel holt.

Vielleicht unterschätzen wir, wie wichtig solche kleinen Zeichen im Alltag für die seelische Gesundheit sind. Ein Lächeln kann Menschen aus dem Gefühl innerer Isolation holen. Ein kurzer Gruß entschärft Anspannung. All das erinnert daran,

dass man nicht allein kämpfen muss. Gerade in belastenden Zeiten kann ein freundlicher Blick oder ein kurzer Gruß erstaunlich wohltuend sein.

Wie kraftvoll ein Gruß sein kann, kommt für mich auch in einer Begebenheit zum Ausdruck, die sich in Island zugetragen hat. Dort ermutigte eine Bürgermeisterin die Menschen während der langen, dunklen Winterzeit dazu, sich bewusst freundlich zu begrüßen – mit einem kurzen „Hey!“. Keine große Kampagne. Kein Pflichtprogramm. Einfach die Einladung, einander wahrzunehmen und zu grüßen. Und tatsächlich berichteten viele später, dass sich die Stimmung im Ort verändert habe: Sie wurde als freundlicher, wärmer und menschlicher empfunden.

Für mich liegt in einem Gruß auch etwas zutiefst Christliches. Die Bibel erzählt von einem Gott, der uns Menschen sieht. Nicht nur die Starken, Erfolgreichen oder Lauten – sondern gerade auch die Müden, Belasteten und Übersehenen. Im ersten Buch Mose sagt Hagar über Gott: „Du bist ein Gott, der mich sieht.“ (Gen. 16,13) Jesu Freundlichkeit zeigt sich oft schlicht darin, dass er sich Menschen ganz zuwendet, sie wahrnimmt, sie liebevoll anschaut.

Vielleicht kann ein freundliches „Hey“ deshalb mehr sein als „nur“ eine nette Geste oder anerzogene Höflichkeit. Darin kann etwas sichtbar werden von dieser Haltung: „Du bist gesehen.“ Natürlich gelingt das nicht immer. Manche sind in Gedanken, erschöpft oder innerlich gerade sehr beschäftigt. Manche grüßen nicht zurück. Das kann zu Frust führen. Vielleicht fehlt ihnen im Moment schlicht der innere Spielraum dafür. Deshalb sollte Freundlichkeit nie zum Gesetz werden. Sie lebt von Freiheit und Echtheit.

Beim Einführungstag ermutigen wir die neuen Kolleginnen und Kollegen, dass es sich lohnt mitzumachen, und wenn immer möglich ebenfalls zu grüßen. Denn oft prägen nicht die

großen Programme eine Kultur, sondern die kleinen Zeichen von Menschlichkeit im Alltag.

Und wer weiß:

Vielleicht ist ein freundliches „Hey“ manchmal mehr als nur ein Gruß. Vielleicht ist es ein kleiner Lichtstrahl im Klinikalltag – für andere und ganz nebenbei auch für uns selbst.

Abschließend eine kleine Einladung für Ihren Alltag:

„MENSCHEN SEHEN“

Vielleicht möchten Sie diese kleine Übung einmal ausprobieren: Nehmen Sie sich für einen Tag bewusst vor, drei Menschen nicht nur „automatisch“ zu begegnen, sondern sie wirklich wahrzunehmen.

DAS KANN GANZ SCHLICHT AUSSEHEN:

- ein bewusster Gruß
- ein freundlicher Blick
- ein kurzes Lächeln
- ein ehrliches „Wie geht es Ihnen?“
- oder ein kleines „Danke“.

Versuchen Sie dabei, nicht zuerst auf die Reaktion der anderen zu achten, sondern auf Ihre eigene Haltung: Wie verändert sich eine Begegnung, wenn Menschen sich bewusst wahrgenommen fühlen?

AM ABEND KÖNNEN SIE KURZ NACHSPÜREN:

- Welche Begegnung ist mir besonders in Erinnerung geblieben?
- Wo habe ich selbst einen kleinen „Energieschub“ gespürt?
- Und wie verändert sich mein Arbeitstag, wenn nicht nur Aufgaben erledigt werden, sondern mittendrin eine kurze Begegnung entsteht? ■



Andreas Rieck, Referent im Bereich Weiterbildung und Spiritual Care, Stuttgart, www.andreas-riECK.de

Anzeige



**Klinik
Hohe Mark**

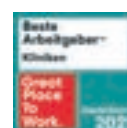
Die DGD Klinik Hohe Mark ist eine gemeinnützige Fachklinik für Psychiatrie, Psychotherapie, Psychosomatik und Suchtmedizin. An den Standorten Oberursel und Frankfurt am Main bietet sie mit fast 500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern kompetente therapeutische Hilfe bei psychischen

Erkrankungen. Für Patientinnen und Patienten ist die Klinik ein Ort der Hoffnung und Heilung, für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein „Great Place to Work“. Weitere Informationen unter → hohemark.de und zu Stellenangeboten unter → bewerb-bei-hohemark.de (oder QR Code).



DGD Klinik Hohe Mark
Friedländerstraße 2 | 61440 Oberursel
Tel. 06171 204-0 | info@hohemark.de | www.hohemark.de

FACHLICH KOMPETENT – CHRISTLICH ENGAGIERT – HERZLICH ZUGEWANDT



SPRICHT GOTT DEUTSCH?



DIESEN BEITRAG
KÖNNEN SIE AUCH ANHÖREN

Sitzend an meinem Schreibtisch kommt mir ein Thema in den Sinn: Wie zeigt sich die Freundlichkeit Gottes hier in Deutschland, tausende Kilometer entfernt von meiner Heimat? Natürlich aus meiner Perspektive.

Wie einige wissen, komme ich aus einer Region der Welt, in der Emotionen und Gefühle offen gelebt werden, und der Glaube vielleicht emotionaler, gemeinschaftlicher und sichtbarer ist; anders vielleicht als in diesem Teil der Welt, wo ich ihn jetzt eher als privater und reflektierter wahrnehme. In Lateinamerika zeigen wir Zuneigung durch Worte und körperliche Nähe – sogar im Arbeitsumfeld, noch mehr in den Gemeinden und erst recht in der Familie. Diese Unterschiede sind weder gut noch schlecht, sondern einfach verschieden.

Als ich vor fast fünf Jahren hier in Deutschland ankam, war ich voller Erwartungen. Ich muss gestehen, dass ich nicht viel über das Land wusste – nur das, was man aus Nachrichten und Dokumentationen über seine Geschichte hört. Aber meine Freude war riesig! Ein Neuanfang an einem so anderen Ort! Zusammen mit anderen Kollegen wurden wir von einem Unternehmen rekrutiert, das Pflegekräfte aus vielen Teilen der Welt sucht. Ich habe mich beworben, und obwohl ich Kolumbianerin bin, habe ich den gesamten Prozess von Argentinien aus gemacht (wo ich Pflege studiert habe) – ja, das große Land des Tangos, von Messi und des besten Fleisches der Welt. Das war die Gelegenheit, auf die ich gewartet hatte, um in vielen Bereichen meines Lebens zu wachsen. Und Gott – nur Er – hat mir dieses Geschenk und diese unglaubliche Möglichkeit gegeben.

Im Jahr 2021, als COVID die ganze Welt bestimmte und es extrem schwierig war, normalen Kontakt zu anderen Menschen zu haben, kam ich in Lübeck an. Mein erster Kontakt war – und ist bis heute – vielleicht der liebevollste Ausdruck von Gottes Freundlichkeit in unserem Leben hier: unser deutscher „Opa“. Es ist ein alter Herr, dessen Frau vor Kurzem verstorben ist und der meinen Mann und unseren kleinen Sohn zur Untermiete in sein Haus aufgenommen hat. Es dauerte nicht lange, bis sich eine aufrichtige Freundschaft entwickelte. Durch ihn habe ich diese besondere Art von Freundlichkeit kennengelernt. Er hat uns so viel über seine, die deutsche Kultur beigebracht, über sein Essen, und wir konnten sogar über grammatische Themen lachen.

Aber würde meine Arbeit in der Pflege auf einer neonatologischen Intensivstation genauso schwierig sein wie das Hineinfinden in die deutsche Kultur? Damals fühlte sich alles sehr

DIE FREUNDLICHKEIT
GOTTES KENNT KEINE
GRENZEN.





düster an. Hatte sich all die Mühe wirklich gelohnt? Ich fühlte mich so, so isoliert. Kaum jemand sprach mit mir. Nicht nur die Sprache war schwierig, sondern ich hatte auch keine Kollegen, die mich integrierten oder überhaupt Interesse daran zeigten, dass ich nun Teil ihres Teams war.

Wenn ich mich mit meinen Kollegen aus Argentinien traf, hörte ich sehr ähnliche Geschichten... und so begannen meine inneren Fragen: Sind wir vielleicht zu sensibel? Hat sich der ganze Aufwand gelohnt, wenn wir hier so behandelt werden? Ist es hier immer so kalt? Ich habe seit mehr als zehn Tagen keine Sonne gesehen... Wenn man sich schließlich traute zu sprechen, wurde man komisch angeschaut, weil die Aussprache noch nicht perfekt war. Statt ermutigt zu werden, überlegte man es sich zweimal, bevor man jemanden ansprach. Ich begann zu verstehen, dass ich hier nicht die gleiche Art von Behandlung bekommen würde, wie ich es in Lateinamerika gewohnt war.

Und mit all dem in meinem Herzen sagte ich eines Tages: „Herr, ich habe das Gefühl, einen großen Fehler gemacht zu haben. Was soll ich jetzt tun? Wie kann ich dieses große Unwohlsein lösen? Ich brauche Dich so sehr, Jesus.“ In diesem Moment sah ich nur Beschwerden und Negatives.

Und in dieser Stille, unter vielen Tränen, sprach Er klar zu mir über all die Freundlichkeit, die bereits da war und die ich nicht wahrnahm. Ich konnte deutlich hören, wie Gott zu mir über seine Freundlichkeit sprach – aber dass sie sich auf eine andere Weise ausdrückte. Es ist, als würde man sein Lieblingslied hören, aber von einem anderen Instrument gespielt. Ich musste lernen, besser zuzuhören.

Immer wieder sagte ich mir den Psalm 103,2: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Ich wiederholte es, um diesen großen Kampf in meinem Inneren zu überwinden. Die Freundlichkeit Gottes kennt wirklich keine Grenzen.

Und heute, nach fast fünf Jahren, kann ich mit voller Überzeugung sagen: Freundlichkeit hat viele Synonyme und zeigt sich auf unterschiedliche Weise. Sie spricht nicht nur Deutsch – sie ist eine universelle Sprache, die in jedem Menschen vorhanden ist, auch wenn sie sich nicht immer mit der gleichen Intensität zeigt.

Ich habe verstanden, dass Freundlichkeit niemals passiv ist. Sie ist aktives Helfen, Großzügigkeit, Gerechtigkeit. Sie ist anspruchsvoll und reichlich. Sie ist eine Eigenschaft Gottes, die sich in uns widerspiegelt.

Hier habe ich eine Form von Freundlichkeit kennengelernt, die Pünktlichkeit als Respekt gegenüber anderen schätzt, Ehrlichkeit und Wahrheit – auch wenn sie schmerzhaft sind. Eine Freundlichkeit, die davon spricht, gut zu arbeiten und sein Bestes zu geben, damit Dinge von hoher Qualität sind. Ich habe eine Freundlichkeit entdeckt, die den Wert der Familie hervorhebt, die Sonntage der Familie widmet, der Ruhe, dem Genießen der Natur und ihres Schöpfers.

All das war Teil eines göttlichen Prozesses, durch den Er sich mir nahe zeigte, selbst als mir alles fremd war. Gottes Freundlichkeit war in jedem neuen Kontakt, in meiner Gemeinde und in jeder Person, die begann, sich für uns zu interessieren. Das alles hat ohne Zweifel meine Vorstellungen verändert und mir geholfen, Gottes Freundlichkeit auf neue Weise zu sehen. Ich glaube fest daran, dass wir trotz aller Unterschiede als lateinamerikanische Christen auch in Deutschland leuchten können. Dass wir mit einer unerwarteten Umarmung jemandem Trost von Gott schenken können – seine Arme sein können. Dass ein Lächeln und eine einfache Frage wie „Wie geht es dir?“ oft der Schlüssel sind, um ein Herz zu öffnen.

Wir leben Freundlichkeit mehr aus einem „Wir“ als aus einem „Ich“. Wir teilen unseren Glauben offen, erwähnen Gott in unseren Gesprächen – er ist nichts Privates.

Und ich glaube, dass etwas wirklich Schönes in uns liegt: Obwohl wir in unseren Ländern vieles Schwieriges und Trauriges erleben, verleugnen wir es nicht. Aber wir haben die Fähigkeit, das zu feiern, was wir haben. Und das ist wunderschön. Und wie zeigt sich die Freundlichkeit Gottes in deinem Leben? ■



Jennifer Castillo Ortiz,
Referentin für Internationale Christliche
Pfleger bei CiG, Lübeck,
pfllege-international@cig-online.de



GUT FÜR DAS HERZ: EIN FREUNDLICHES WORT

Im Leitbild der Deutschen Caritas beginnt der Abschnitt über die theologischen Grundlagen ihrer Arbeit mit dem menschenfreundlichen Gott. Das unterscheidet den Gott der Bibel von anderen Göttern. Und diese Menschenfreundlichkeit wird sehr konkret, indem Gott in Jesus Mensch wird: „Dann erschien die Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Retters (Titus 3,4).“ Jesus spiegelt diese Menschenfreundlichkeit wider. So wie er mit den Menschen umging, war er allen freundlich gesinnt. „Er ist ein Freund der Sünder“, meinten seine Kritiker und machten ihm damit das größte Kompliment.

Wer sich Jesus anschließt, der ist ebenfalls zur Freundlichkeit berufen. „Sie sollen allen mit Freundlichkeit begegnen“ (Titus 3,2). Diese Freundlichkeit lässt sich allerdings nicht befehlen. Sie ist ein Geschenk des Geistes Gottes (Galater 5,23). Wer sich auf die Freundlichkeit Gottes einlässt, so wie man sich von der Sonne bescheinen und wärmen lässt, der wird selbst Freundlichkeit ausstrahlen.

Jesus beglückwünscht einmal Menschen, die sanftmütig sind. „Sie werden das Erdreich besitzen“ (Matthäus 5,5 in der Lutherübersetzung). Sanftmut lässt auch etwas klarer ausdrücken: „Glückselig sind die, die von Herzen freundlich sind. Denn sie werden die Erde als Erbe erhalten.“ (Basis-Bibel) Gemeint ist sicherlich nicht, dass Freundlichkeit mit großem Landbesitz belohnt wird, sondern, dass freundliche Menschen einen Raum zum Leben haben werden. Freundlichkeit wirkt sich auch auf das körperliche Befinden aus: „Ein freundliches Antlitz erfreut das Herz; eine gute Botschaft labt das Gebein“. (Sprüche 15,30) Und wie aus einem Handbuch für Psychotherapie klingt der Satz aus Sprüche 12,25: „Sorge im Herzen bedrückt den Menschen; aber ein freundliches Wort erfreut ihn.“

„GOTTES LIEBE IST WIE
DIE SONNE. SIE IST
IMMER & ÜBERALL DA.“

Freundlichkeit ist zudem eine Eigenschaft Gottes. So heißt es im Psalm 119,68: „Du bist gütig und freundlich. Lehre mich deine Gebote.“ Zu diesen Weisungen Gottes gehört es, ebenfalls freundlich zu sein, besonders gegenüber bedürftigen Menschen. „Höre den Armen an, und antworte ihm freundlich und sanft. Rette den, dem Gewalt geschieht, vor dem, der ihm Unrecht tut; und sei unerschrocken, wenn du urteilen sollst.“ (Jesus Sirach, 4,8-9) Die Freundlichkeit ist also mehr als eine nette Geste, sie zeigt sich im Umgangston und im Tun. Wer freundlich ist, ohne entsprechend zu handeln, der ist ein Heuchler. Wer dagegen „freundlich redet, der macht sich viele Freunde; und wer wohlwollend spricht, der verbreitet Güte.“ (Jesus Sirach 6,5)

Freundlichkeit und Güte stehen im Psalm 119 synonym, sie ergänzen einander. So auch in einem Lied aus dem Alten Testament: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“ Das hebräische Wort für Güte (Chesed) steht für ein breites Spektrum von Liebe, Großzügigkeit und beständige Hingabe. Wer Gott so erlebt, der wird selbst lieben, großzügig sein und man wird sich auf ihn verlassen können. Ein schlichtes Lied von Gert Fuster dass in den 70er und 80er Jahren in christlichen Jugendgruppen populär war, drückt die Wechselwirkung zwischen Gottes Zuwendung und unserem Glück sehr schön aus: „Gottes Liebe ist wie die Sonne. Sie ist immer und überall da. 1. Streck dich ihr entgegen, nimm sie in dich auf. 2. Niemals wird eine Wolke zwischen dir und Gottes Liebe sein. 3. Sie kann dich verändern, heute, wenn du willst. 4. Gib die Liebe weiter, an den, der sie nicht kennt!“ ■

Frank Fornaçon



Das Lied, mit Gebärdenunterstützung,
ist hier zu finden!



Ein Erklärvideo zur Güte Gottes
finden Sie hier!



DIESEN BEITRAG
KÖNNEN SIE AUCH ANHÖREN

FREUNDLICHKEIT IST NICHT IMMER GLEICH

Im Gespräch mit Mihamm Kim-Rauchholz über Freundlichkeit im interkulturellen Austausch wird rasch klar: Die koreanische Theologin spricht aus eigener Erfahrung. Sie selbst ist in Korea und Deutschland aufgewachsen, kennt also den Wechsel von einem Kulturraum in den anderen. Und sie hat viel Kontakt zu internationalen Studierenden. „Freundlichkeit gibt es in allen Kulturen. Sie zeigt sich oft im Lächeln, aber auch in anderen Formen. Was mir auffällt ist, dass Freundlichkeit nicht immer gleich interpretiert wird.“ So unterscheidet sich Freundlichkeit in einer Kultur, in der Materielles eine geringere Rolle spielt, von Kulturen, die stärker auf Materielles ausgerichtet seien. „Die Unterschiede zeigen sich, wenn Kulturen zusammenkommen, in denen sich Freundlichkeit im Umarmen ausdrückt oder eben nicht. Oder in der Bedeutung von gemeinsamem Essen.“ In vielen nicht-westlich geprägten Gesellschaften spielt zum Beispiel die Einladung ins Haus eine wesentliche Rolle, während das in Deutschland nicht im Vordergrund steht. „Ich glaube, es gibt sehr viele freundliche Deutsche, die aber nie auf die Idee kommen würden, jemanden Fremdes einfach zu umarmen oder jemand spontan zum Essen zu sich einzuladen. In Deutschland braucht es oft mehr Zeit und vieles muss geplant werden, was anderswo eher spontan geschieht.“

An die Zeit, als nach 2015 viele Geflüchtete nach Deutschland kamen, erinnert sich die Professorin noch gut. „Deutsche Helfer organisierten mit großem Einsatz teure Schulranzen für die neuen Kinder. Es weiß ja jeder, welchen Stellenwert der Lieblingsschulranzen für Kinder hat. Als dann eine Flüchtlingsfamilie achtlos mit dem neuen Schulranzen umging, war das eine große Enttäuschung für die Helfer“. Sie hatten die Bedeutung der materiellen Gabe weit überschätzt und die Geflüchteten kannten nicht die hohe Bedeutung des Geschenks. Die gleiche Familie war ihrerseits enttäuscht, nie ins Haus einer einheimischen Familie eingeladen worden zu sein. Der Schlüssel zum Verstehen liegt im offenen Austausch. „Gerade in der Zeit nach 2015 haben sehr viele Deutsche sehr, sehr viel Hilfe geleistet, aber am Ende vermissten manche die Dankbarkeit. Umgekehrt hatten Geflüchtete den Eindruck, man sei nicht wirklich an ihnen interessiert.“

Mihamm Kim-Rauchholz ist auch gefragte Referentin und oft in Kirchengemeinden unterwegs. Ob nicht gerade Kirchengemeinden Orte seien, an denen man freundlich miteinander umgeht? Worauf wäre zu achten, um hier Freundlichkeit erfahrbar zu machen? „Wenn Menschen überfordert sind,

dann geht zunächst die Freundlichkeit verloren, ganz unabhängig von der Kultur. Wer gestresst ist, wer selber keinen Raum hat, wird kurz angebunden, wenn er um Hilfe gebeten wird.“ Dabei verweist die Koreanerin, die seit 30 Jahren in Deutschland lebt, auf Gemeinden, die nach einer euphorischen Anfangsphase erschöpft sind und keine Kraft mehr haben. Sie wirkten dann oft unfreundlich, obwohl sie einfach nur überfordert sind. „Niemand kann 50 Geflüchteten bei einem Behördenbesuch begleiten.“

In Kulturen, in denen sich Freundlichkeit darin ausdrückt, dass man gerne gibt, ist spontane Hilfe selbstverständlich. Aber gerade diese spontane Bitte um Hilfe sei für Deutsche ungewohnt und wirke unerschämmt. In Kulturen, in denen man alles stehen und liegen lässt, um einem Freund zu helfen, werde dasselbe natürlich zum Maßstab, der in anderen Kulturen nicht passt.

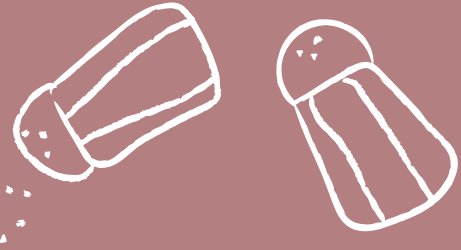
Es gibt auch Kulturen, die ähnlich geprägt sind. Menschen aus Gesellschaften, in denen Leistung besonders viel zählt, haben mehr Überschneidungen zur Kultur in Deutschland. Für Menschen aus Ostasien ist es deshalb oft fast nicht denkbar, von Sozialarbeit oder Sozialhilfe abhängig zu sein. Im Umgang miteinander, so rät die Theologin, sollte zunächst vor allem der Heilandsruf Jesu gesagt werden: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ „Wer sich so gehört und gesehen fühlt, der kann aufatmen, der muss nicht mehr nur leisten.“ Diese befreiende Botschaft habe große Kraft. Kim-Rauchholz erinnert an einen Theologen des frühen 20. Jahrhunderts, Jakob Kröcker, der meinte: „Wer den Menschen mit Ewigem dienen will, der muss von Gott aus zu den Menschen kommen.“ Sie rät darum Gemeinden, zu beten und nach Gottes bestimmtem Auftrag für den jeweiligen Tag zu fragen. „Wir sind angewiesen auf den Geist Gottes, der mir zeigt, wo ich helfen soll.“ Gott weiß, so ist Kim-Rauchholz überzeugt, um die Grenzen meiner Kraft. Aber das, was man gibt, könne man auf eine freundliche Art und Weise tun. ■

Das Gespräch führte Frank Fornaçon.



Prof. Dr. theol. Mihamm Kim-Rauchholz,
Professorin für Neues Testament und Griechisch. Seit 2023 Theologische Referentin der Liebenzeller Mission, Bad Liebenzell

DAS SALZ IN DER SUPPE



ODER WELCHE MEDIZIN BRAUCHT UNSER GESUNDHEITSWESEN?

Manchmal kann ich es kaum fassen, nach nunmehr 25 Jahren ärztlicher Tätigkeit in Chemnitz liebe ich meinen Job immer noch. Denn für mich ist es nicht nur ein Job, sondern auch Berufung. Kranken Menschen zu helfen, ist für mich eine der erfüllendsten Aufgaben, die es gibt.

Als Anästhesist im OP und auf der Intensivstation und auch als Notarzt habe ich in all den Jahren wirklich viel erlebt. Von der spontanen Geburt einer 15-jährigen Mutter, die ihr Kind in ihrem Kinderzimmer zur Welt brachte, bis hin zur Reanimation von Menschen jeden Alters, könnte ich vielerlei Geschichten erzählen.

So wie viele meiner Kollegen nehme ich aber auch die Situation im Gesundheitswesen wahr. In Deutschland haben wir eines der besten und auch teuersten Gesundheitssysteme der Welt. Heutzutage können wir als Mediziner viel tun, aber längst nicht alles.

Gleichzeitig steigt der Stresspegel für die Mitarbeiter im Gesundheitswesen Jahr für Jahr. Der Zeitdruck und die Dokumentationspflicht tun ihr Übriges. Ich kenne einige Mitarbeiter, die sogar eine Burnout Depression bekommen haben. Nicht wenige Kollegen sind frustriert, fühlen sich überlastet oder haben ihre Leidenschaft für ihren Beruf verloren.

Die Auswirkungen davon bekomme ich in meinem Berufsalltag zu spüren. Manchmal begegnet mir eine unfreundliche und genervte Atmosphäre. Wenn ein neuer, hilfsbedürftiger Patient kommt, ist das Team manchmal eher genervt, anstatt besorgt.

DER HEILIGE GEIST KOMMT

Ich erinnere mich noch, dass ich als Notarzt einen Patienten in die Notaufnahme brachte. Der Oberarzt dort ist überzeugter Atheist und wusste, dass ich Christ bin. Er sah mich und rief lachend durch die Notaufnahme: „Ach, der Heilige Geist kommt.“ Solche zynischen Bemerkungen haben das Potenzial, jemanden zu demütigen oder zu verängstigen. In dieser Situation erinnerte ich mich daran, dass es Jesus manchmal genauso ging. Und eigentlich hat der Oberarzt ja auch recht: Der Heilige Geist lebt in mir. Und überall, wo ich hinkomme, kommt er auch mit hin. In diesem Moment kam tatsächlich der Heilige Geist in die Notaufnahme, weil er in mir lebt. In diesem Bewusstsein fühlte ich mich nicht erniedrigt und klein, sondern selbstbewusst und stark. Es ist spannend, mit zu erleben, wie im Berufsalltag manchmal gegensätzliche geistliche Wirklichkeiten aufeinander prallen.

RESILIENZ = WIDERSTANDSFÄHIGKEIT

Ähnliche Erfahrungen hatte ich, als ich als junger Facharzt neu auf die Intensivstation kam. Als sie realisierten, dass ich Christ bin, fingen einige vom Pflegepersonal an, hinter meinem Rücken negativ über mich zu reden. Immer mehr spürte ich den eisigen Gegenwind von Ablehnung und Verachtung.



„KRANKEN MENSCHEN
ZU HELFEN, IST FÜR MICH
EINE DER ERFÜLLENDSTEN
AUFGABEN, DIE ES GIBT.“

Beim gemeinsamen Frühstück in der Pause wurde ich oft nicht beteiligt und auch ärztliche Anordnungen meinerseits wurden von einigen nur widerwillig umgesetzt. Eines Tages fand ich auf der Pinnwand der Intensivstation ein Bild von mir, darüber stand das Wort „scheinheilig“. Solch eine Ablehnung habe ich vorher noch nie erlebt. Das hat mich im Inneren tief getroffen, weil ich ja eigentlich mit dem ganzen Team harmonisch zusammenarbeiten wollte. Auf alle Fälle wollte ich so nicht weiterarbeiten. Ich dachte daran, einfach auf eine andere Intensivstation zu wechseln. Dort würde es bestimmt besser laufen.

Aber zum Glück habe ich mir angewöhnt, solche Entscheidungen (besonders wenn Emotionen dabei sind) immer zuerst mit Gott zu besprechen. Als ich mit ihm darüber redete, sagte er mir ganz klar: „Andreas, du befindest dich gerade in einem geistlichen Kampf. Ich möchte nicht, dass du auf eine andere Station flüchtest. Ich möchte, dass du standhaft bleibst und nicht aufgibst. Wenn ich mit dir bin, ist alles möglich.“ Und dann gab er mir noch einige Anweisungen: „Ich möchte, dass du den Mitarbeitern, die dir das Leben so schwer machen, vergibst und sie liebst, wie ich sie liebe. Außerdem sollst du jeden Tag, wenn du die Intensivstation betrittst, leise einen Segen aussprechen für alle Mitarbeiter. Bete für Sie!“

Ich antwortete ihm, dass mir das sehr schwerfallen würde und ich dafür seine Hilfe brauche. Ich erinnerte mich daran, wie sie mit Jesus damals umgegangen sind und wie Jesus seine Peiniger trotzdem liebte. Jesus ist mein Vorbild, mit ihm kann ich es schaffen.

Und dann begann ich, die Anweisungen von Gott umzusetzen. In einem Gebet mit meinem Mentor konnte ich den betreffenden Mitarbeitern von Herzen vergeben. In dem Moment wurde mir bewusst, dass einige von ihnen selbst ein schwieriges Leben haben und oft auch private Probleme. Dann begann ich, jeden Tag beim Betreten der Intensivstation, leise einen Segen auszusprechen.

Nach wenigen Wochen spürte ich, wie sich die geistliche Atmosphäre auf der Station veränderte. Auf einmal konnten wir besser miteinander reden, die Worte wurden freundlicher und wir konnten uns sogar gegenseitig loben und ermutigen. Das Bild änderte sich um 180°, ich wurde mit der Zeit auf der Station sehr beliebt. Alle freuten sich, wenn Dr. Walther mal wieder Dienst hatte.

Wenn ich heute darüber nachdenke, bin ich erfüllt von Dankbarkeit an Gott. In dem Moment, wo ich aufgeben wollte, hat er mir die richtigen Worte zugesprochen und mir gute Anweisungen gegeben. Diesen Sieg hätte ich niemals erlebt, wenn ich einfach auf eine andere Station geflüchtet wäre. Wenn wir bewusst mit Gott am Arbeitsplatz sind, können wir viele Abenteuer mit ihm erleben.

SEI VORBEREITET

Jesus hat mal gesagt, dass wir in dieser Welt, Licht und Salz sein sollen. Das gilt besonders auch für mein Arbeitsumfeld. Diese Welt braucht Gottes Liebe mehr denn je. Und ich bin derjenige, der seine Liebe in diese Welt trägt.

Ich bin überzeugt, dass wir alle genau das wollen. Oft stellen wir aber fest, dass es im Alltag manchmal nicht so leicht ist. Umso wichtiger ist es, dass wir im Glauben fest stehen und unsere Persönlichkeit und unser Charakter geprägt sind von der Art Jesu. Aber wie kann das gelingen?

Anzeige

30
Minuten
plus+

Praxisfragen im Fokus

- berufs- und generationsverbindend

... denn in **30 Minuten** gibt es viel zu entdecken

DIGITALE KURZSEMINARE

- ✓ Aktuelle Themen
- ✓ Kompaktes Referat aus dem beruflichen Umfeld
- ✓ Austauschen und diskutieren mit Berufserfahrenen und Berufseinsteigern

plus+ Zeit für einen anschließenden lockeren Austausch

Weitere Informationen unter:
www.cig-online.de



Dazu könnte man Vieles sagen. Aber heute will ich drei unerlässliche Punkte aus meiner Erfahrung mitgeben:

1. **Ich bitte den Heiligen Geist, mich immer mehr zu erfüllen und mich weiter zu verändern in das Wesen von Jesus. (2. Kor. 3, 18)**
2. **Ich lese täglich in der Bibel. Gottes Wort hat Kraft, stärkt meinen Glauben und meine Persönlichkeit.**
3. **Ich rede täglich mit Gott und lerne, auf seine Stimme zu hören. Jesus sagt: „Meine Schafe hören meine Stimme.“ Jedes Wort aus seinem Mund ist Heilung für meine Seele. Er hat die beste Tipps und Anweisungen für mein Leben.**

Bei mir ist es so: Je stressiger und problematischer es am Arbeitsplatz wird, desto mehr brauche ich die Verbundenheit mit Jesus. Ich habe mir angewöhnt, bewusst mit ihm zusammen in die Klinik zu fahren. Nach dem Motto: „Niemals ohne Jesus!“

Ich nutze den Arbeitsweg, um für diesen Tag zu beten und auf Gott zu hören. Manchmal nutze ich auch das Sprachengebet, besonders dann, wenn ich nicht genau weiß, wofür ich genau beten soll. Wenn ich dann an meinem Arbeitsplatz ankomme, bin ich geistlich gut vorbereitet.

Beim Durchschreiten der Eingangstür spreche ich einen Segen aus für alle Mitarbeiter und Patienten in der Klinik. Ich bin davon überzeugt, dass es eine geistliche Auswirkung hat, wenn ich das jeden Tag tue.

Kurze Zeit später treffe ich meine Kollegen zur Dienstbesprechung als Start für den Arbeitstag. Mit Gottes Frieden in meinem Herzen kann ich ihnen mit einem Lächeln und einem freundlichen Wort begegnen. Mir ist bewusst, dass ich Gottes Gegenwart mit in das Morning Briefing bringe.

Eine Zeit lang gab es in unserem Team neben mir noch einen anderen Christen. Ich habe mich mit ihm öfters vor der Dienstbesprechung getroffen, um wenigstens noch 15 Minuten gemeinsam zu beten.

Wenn ich geistlich gut vorbereitet in den Arbeitstag starte, bin ich den ganzen Tag verbunden mit Jesus. Ich stelle mir das bildlich so vor, dass ich den ganzen Tag eine Antenne ausgefahren habe, durch die Gott zu mir reden und mich führen kann.

ANGST VOR DER OP

Ich erinnere mich noch ziemlich gut an Frau Müller (Name geändert). Ich war in ihrem Patientenzimmer, um mit ihr über die Narkose für den nächsten Tag zu reden. Sie sollte am Morgen operiert werden.

Schon während meiner Erklärungen spüre ich, dass sie große Angst hatte vor dem Eingriff. Am Ende unseres Gesprächs gab ich ihr den Rat, dass sie heute Abend im Bett auch noch einmal beten könne, damit morgen zur OP alles gut geht. Sie antwortete: „Glauben Sie, Herr Doktor, ich habe noch nie in meinem Leben gebetet.“ Sofort spürte ich einen Impuls von Gott über meine Antenne: Jetzt oder nie!

Ich bot ihr also an: „Frau Müller, wenn Sie möchten, kann ich kurz für Sie beten.“ Sie willigte ein und bedankte sich schon im Vorhinein.

Nach einem kurzen Gebet sagte ich Amen und sie antwortete auch mit Amen. Als ich meine Augen öffnete, sah ich, dass sie Tränen in ihren Augen hatte. Sie war tief berührt und die Angst war weg. Am nächsten Tag konnte ich Frau Müller mit einem Lächeln auf den Lippen im OP begrüßen. Der operative Eingriff ist problemlos verlaufen. Wir alle waren sehr dankbar.

Ich freue mich, dass ich dem spontanen Impuls Gottes zum Gebet nach dem Narkose-Gespräch gefolgt bin. Was würde passieren, wenn viele Christen, die im Gesundheitswesen arbeiten, ihre Antenne ausfahren und Gottes Impulsen folgen würden? ■



Dr. med. Andreas Walther,
*Facharzt für Anästhesiologie und Intensivmedizin,
 Notarzt, Gründer und Leiter des Missionswerks
 WeltBeweger, Chemnitz*



Weitere Infos unter
www.weltbeweger.eu



10. CHRISTLICHER GESUNDHEITSKONGRESS

28. - 30. MAI 2027

IM KLOSTER VOLKENRODA

Bereits jetzt laden wir herzlich ein zum 10. Christlichen Gesundheitskongress. Vom 28.-30. Mai 2027 werden wir wieder im Kloster Volkenroda zusammenkommen. Die Rückmeldungen zu diesem Kongressort waren beeindruckend positiv. So können wir das besondere Miteinander von Kongresscommunity und Klostersgemeinschaft wieder für Fortbildung, Inspiration und Erholung erleben.

In Vorstand und Beirat laufen bereits die Vorbereitungen. Und darum wird es gehen:

Wenn Begegnungen heilend sind:

Heilende Begegnungen – eine Utopie mitten in einem auf Hochleistung getrimmten Gesundheitswesen? Wo Effektivität und Ökonomie prägend sind, bleibt da überhaupt noch Raum für heilende Begegnungen? Und in unseren Kirchengemeinden? Auch hier scheinen Wunsch und Wirklichkeit manches Mal auseinander zu klaffen. Heilsame Gemeinschaft und Gemeindealltag – passt das zusammen?

Wir sind überzeugt: Es lohnt sich, die Qualität unserer Begegnungen anzuschauen. Ob in stationären oder ambulanten Gesundheitsdiensten, in Kirchengemeinden oder christlichen Werken, in Gesundheitsberuf oder Ehrenamt – wir ler-

nen miteinander, wie Begegnung heilend sein kann. Neben zahlreichen gesundheits-wissenschaftlichen Erkenntnissen lernen wir als Christen besonders von dem, dem wir glauben, dass er umfassendes Heil in die Welt gebracht hat. Erstaunlich, wie heilend Begegnungen sein können – und wie sie Veränderung hervorrufen auch in einer unheilen Welt.

Wir laden herzlich ein zu einem inspirierenden Kongress in das Kloster Volkenroda mitten im Zentrum unseres Landes – einem Ort lebendiger christlicher Gemeinschaft mit ökumenischer Ausstrahlung. Der Kongress bietet interaktive Begegnungen, zahlreiche Gesprächsmöglichkeiten und persönlichen Erfahrungsaustausch im Konferenzformat. Egal, ob rustikal im Zelt oder im Bauwagen übernachten, in den komfortablen Zimmern des Klostergebäudes oder in den umliegenden Hotels – alle Generationen heißen wir willkommen.

Wir begegnen der Klostersgemeinschaft und jungen Mitgliedern des Konvents, diskutieren Impulse namhafter Referenten, gestalten Workshops und Seminare, feiern mit Kunst und Musik voll Lebensfreude im Geist Jesu. Wir entdecken neu unseren helfenden Auftrag und die Qualität von Begegnungen, die heilend sind – Herzlich willkommen! ■

- 5 PLENUMSVERANSTALTUNGEN
- 35 SEMINARE UND WORKSHOPS
- DISKUSSION UND INTERAKTION

- MUSIK UND KUNST
- BEGEGNUNG UND AKTION

GEMEINSAM STARK, FÜREINANDER SORGEN, MITEINANDER HANDELN!

Im Projekt „Take Care – together!“ der Diakonie Deutschland setzt sich ein engagiertes vierköpfiges Projektteam – die Medizinerin Dr. Marianne Kloke, die Pflegewissenschaftlerin und Zehlendorfer Diakonie-Schwester Daniela Kiefer-Fischer und die beiden Theologinnen Dr. Astrid Giebel und Mareike Gerundt – ein für eine (Weiter-)Entwicklung einer Sorgenden Unternehmenskultur (SUK). Gemeinsam mit sechs diakonischen Einrichtungen in den östlichen Bundesländern, die ein breites Spektrum diakonischer Handlungsfelder abbilden und weiteren Beteiligten aus Landes- und Fachverbänden sowie gesundheitsberufliche Fachgesellschaften, treten sie in den Jahren 2025 – 2027 eine gemeinsame Entwicklungs-, Reflexions- und Erprobungsreise an.

HINTERGRUND:

Das Gesundheitswesen steht vor massiven Herausforderungen: Bis 2030 könnten bis zu 500.000 Vollzeitstellen unbesetzt bleiben. Besonders kritisch ist die Situation in Ostdeutschland, wo ein hoher Versorgungsbedarf auf einen akuten Mangel an qualifiziertem Personal trifft. Der demografische Wandel verschärft die Lage zusätzlich: Die Belastungen zeigen sich in allen Berufsgruppen. Lange Dienste, unzuverlässige Dienstpläne und hohe Arbeitsverdichtung prägen den Alltag von Pflegekräften, Ärzten und Ärztinnen sowie Therapeutinnen und Therapeuten. Viele Mitarbeitende sehen sich gezwungen, sich auf das technisch Unverzichtbare zu beschränken. Damit geht häufig das Gefühl einher, den Bedürfnissen der Patienten und den eigenen berufsethischen Ansprüchen nicht gerecht zu werden.

Dieses als Moral Distress bezeichnete Erleben kann Frustration, Ohnmacht und gesundheitliche Beschwerden auslösen und bis zum Wunsch nach Rückzug in eine Teilzeitbeschäftigung oder Berufswechsel führen.

HERAUSFORDERUNGEN:

Im Arbeitsalltag von Gesundheitsfachberufen treffen Fachkräfte immer wieder auf existenzielle Belastungen: schwere Diagnosen, Trauer, Sterben, Sinnfragen und akute Krisen. Das fordert nicht nur einen professionellen Umgang mit den betroffenen Menschen, sondern zugleich eine hohe emotionale Stabilität der Mitarbeitenden. Gefragt sind deshalb nicht nur Fachwissen und Empathie, sondern auch verlässliche

Rahmenbedingungen, die Entlastung, Reflexion und Selbstfürsorge ermöglichen. Wo solche Unterstützung fehlt, steigt das Risiko von Überforderung, emotionaler Erschöpfung und Rückzug auf rein funktionales Handeln.

Daraus ergibt sich ein klarer Bedarf: Es braucht eine Kultur der Sorge, tragfähige Führung, Räume für gemeinsame Reflexion und eine Organisation, die Belastungen ernst nimmt. Mitarbeitende müssen darin gestärkt werden, mit existenziell belastenden Situationen und spirituellen Sorgen nicht nur technisch, sondern menschlich und professionell umgehen zu können. Ebenso wichtig ist ein Umfeld, das Sinn, Haltung und Resilienz nicht dem Zufall überlässt, sondern bewusst fördert. Spiritual Care und entsprechende Schulungen können hier gezielt unterstützen. Sie sensibilisieren für spirituelle und existenzielle Bedürfnisse von Patientinnen, Bewohnern und Angehörigen und helfen Fachkräften, solche Themen sicherer wahrzunehmen und anzusprechen.

Zugleich stärken sie die eigene Reflexionsfähigkeit, den Umgang mit Grenzsituationen und die Selbstfürsorge. Damit tragen Schulungen in Spiritual Care nicht nur zur Versorgungsqualität bei, sondern auch zur Personalentwicklung, zur Entlastung von Teams und zur Entwicklung einer Kultur, in der auch in Krisen Sinn und menschliche Zuwendung möglich bleiben.

DAS PROJEKT „TAKE CARE – TOGETHER!“

Im Rahmen des Projekts soll eine Sorgende Unternehmenskultur aufgebaut und weiterentwickelt werden. Im Mittelpunkt stehen dabei die Stärkung von Belastbarkeit, Resilienz und Berufszufriedenheit der Mitarbeitenden sowie die nachhaltige Entlastung der Teams. Damit verbindet das Projekt Personal- und Organisationsentwicklung mit dem Ziel, Überlastung, emotionale Erschöpfung und Berufsfucht zu reduzieren und einem drohenden Rückzug aus dem Beruf entgegenzuwirken.

VIER ZENTRALE BAUSTEINE:

ERSTENS nehmen Mitarbeitende als Multiplikatoren an Schulungen nach dem 40 Unterrichtseinheiten umfassenden, von der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin zertifizierten Curriculum „Spiritual & Existential Care (SpECi)“ teil.

Im Mittelpunkt stehen Klärung von Bedeutung, Verständnis von und Umgang mit Spiritualität im Arbeitsalltag, die Wahrnehmung und Ansprache spiritueller und existenzieller Bedürfnisse, die Begleitung in Abschied und Trauer sowie die Erarbeitung geeigneter Rahmenbedingungen. Zudem werden die Vernetzung mit seelsorgerischen Strukturen und die Bedeutung von Spiritualität für Selbstsorge und Teamgeist thematisiert.

ZWEITENS begleitet eine Studie der Universität Witten/Herdecke das Vorhaben, indem die persönliche (Belastungs-) Situation der Kursteilnehmenden und weiterer Mitarbeitende sowie deren Kompetenzen im Bereich Spiritual Care vor und drei Monate nach der Schulung erhoben werden.

DRITTENS wird eine Road Map zur Stärkung einer sorgenden Unternehmenskultur entwickelt und erprobt, wobei sowohl die Schwerpunkte der Einrichtungen als auch die Vernetzungsmöglichkeiten der Träger berücksichtigt werden.

VIERTENS wird das Projekt durch vielfältige Formate des Austauschs und Wissenstransfers flankiert, darunter Digitale Diakonische Kamingespräche als Plattform für kollegiale Reflexion, Arbeitsgruppen zur Entwicklung von Positionspapieren und Handouts sowie öffentlichkeitswirksame Formate. Zudem werden die Ergebnisse der Begleitstudie sowie die entwickelten Optionen zur Umsetzung einer Sorgenden Unternehmenskultur öffentlich zugänglich gemacht (Tabelle 1).

INFO:

Spiritual Care meint die gemeinsame Sorge aller Gesundheitsberufe um Sinn, Verbundenheit und Transzendenz bei vulnerablen, kranken und sterbenden Menschen – und zugleich auch die Selbstsorge der Helfenden.

Sie schafft einen Rahmen, in dem die spirituelle Dimension von Sorgearbeit fachlich fundiert, alltagsnah und im Team reflektiert bearbeitet werden kann – und damit sowohl die Begleitung der Adressaten als auch die Stabilität der Mitarbeitenden stärkt.

SCHLUSSWORT:

Durch die Entwicklung hin zu einer sorgenden, nachhaltigen Organisations- und Kulturentwicklung ist angestrebt, die Versorgungssicherheit in einer von Fachkräftemangel und demografischem Wandel betroffenen Region zu stärken und zukunftsfähig zu gestalten. So möchte das Projekt einen essenziellen Beitrag zur Sicherung der Qualität diakonischer Gesundheitsversorgung und zur Förderung eines wertschätzenden, unterstützenden Arbeitsumfelds leisten. ■

MAßNAHMEN DES PROJEKTS: PERSONEN-, ORGANISATIONS- UND KULTURENTWICKLUNG IM ZUSAMMENSPIEL

WISSENSPRODUKTION	Themenspezifische Arbeitsgruppen, Positionspapire, Handouts, Publikationen
DIGITALE INFRASTRUKTUR	Digitale Informationsformate (Kamingespräche, Schaufenster), Digitale Austauschplattform
QUALIFIZIERUNG	Pro Standort je 2 Schulungen 2026/2027 nach dem SpECi- Curriculum, inklusive wissenschaftlicher Begleitung
VERNETZUNG UND SICHTBARKEIT	Arbeits-/Fokusgruppen, Markt der Möglichkeiten, Fachtage, Öffentlichkeitsarbeit



Mareike Gerundt, Witten
Diplom-Theologin, M.A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Professur für Lebensqualität, Spiritualität und Coping an der Universität Witten/ Herdecke und Referentin der Diakonie Deutschland im Projekt



Astrid Giebel, Berlin
Dr. theol., Pastorin, Krankenschwester, ist Theologin in der Diakonie Deutschland im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung.

HEILSAM

GESUNDHEIT FÖRDERN IN KIRCHENGEMEINDEN

Zugang zur Heilsam-PDF-Datei
zum Ausdrucken oder Weitergeben:



BESUCHEN, BEGLEITEN, STÄRKEN

LIEBER LESER, LIEBE LESERIN,

mit dieser Ausgabe von „Heilsam – Gesundheit fördern in Kirchengemeinden“ endet zwar die gewohnte Erscheinung innerhalb des Magazins ChrisCare, aber nicht der Dienst für eine christliche Gesundheitskompetenz in unseren Gemeinden. Zukünftig werden wir in der erweiterten Gestaltung der CiGnews auch Beiträge der Rubrik „Heilsam – Gesundheit fördern in Kirchengemeinden“ veröffentlichen. Bleiben Sie also gern mit uns verbunden – digital oder auf Anfrage auch in begrenztem Umfang als kompakte Printausgabe. Sie können über Christen im Gesundheitswesen die CiGnews beziehen und über die Entwicklung informiert bleiben unter <https://cig-online.de/newsletter/>.

Auch in dieser Ausgabe stellen wir wieder eine Kirchengemeinde vor mit einem besonderen Angebot für Menschen in Krankheit. Die Lutherkirchengemeinde Chemnitz hat eine lange Tradition im Gebetsdienst. Im Interview berichtet Claudia Goldhahn, die zusammen mit ihrem Ehemann das Gebet für Heilung seit einigen Jahren leitet, von ihren Erfahrungen. Sie ist auch in der Arbeit von Christen im Gesundheitswesen engagiert und als Kinderkrankenschwester und Praxisanleiterin in der Chemnitzer Kinderklinik tätig. Dieser Beitrag ermutigt, in Kirchengemeinden an gesunden Strukturen zu bauen für die Gebetsbegleitung kranker Menschen und dabei Gesundheitsfachleute mit einzubeziehen.

Die Zahl alter und hochbetagter Menschen wird im Umfeld unserer Gemeinden weiter zunehmen. Wie können wir uns

in unseren Gemeinden miteinander vorbereiten auf eine gute Lebensphase der Hochaltrigkeit? Der erfahrene Seelsorger und Autor Markus Müller beschreibt in seinem Artikel HOHES ALTER – CHRISTLICHE GEMEINDE – VIELE FRAGEN acht Übungsfelder, die in einer zukunftsträchtigen Gemeinde unverzichtbar erscheinen. Auch die hier genannte weiterführende Literatur ist nicht nur lesenswert für Gemeindemitarbeitende in Seniorenkreisen, Seelsorge und Besuchsdiensten. Für eine christliche Gesundheitskompetenz sind hier besondere Schätze zu finden!

Nach der Veröffentlichung der Umfrageergebnisse zu einem „Fragebogen zu Segnung und Sendung von Gesundheitsfachleuten in der Gemeinde“ haben wir daraus einen konkreten Vorschlag als Handreichung für Gemeindeleitungen und Pastoren und Pastorinnen entwickelt. Diesen stellen wir Ihnen vor. Wir sind überzeugt, dass Gemeinden profitieren, wenn sie Gesundheitsfachleute sowie ehrenamtlich und in der Familie Pflegenden und Betreuenden segnen und senden. Wie das aussehen kann? Lassen Sie sich inspirieren und probieren Sie es aus! ■

Dr. med. Georg Schiffner
Leitung Fachstelle für Gesundheits-
fragen in Kirchengemeinden



GOTT WIRKT IN CHEMNITZ

Wer die Lutherkirche in Chemnitz betritt, blickt auf ein großformatiges Altarbild: Es zeigt Christus inmitten gewöhnlicher Menschen, wie sie heute die Kirche besuchen. Eine Familie mit Kind; Eltern, die ihre kranken Kinder im Arm halten; ein alter Mann; Menschen, die erwartungsvoll auf Jesus sehen, der einmal sagt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.“ Die heutige Gemeinde versucht mit einem vielfältigen Angebot, diese Botschaft mit Leben zu füllen.

Eine der Möglichkeiten, Hilfe zu finden, ist das Gebet für Heilung, das seit vielen Jahren regelmäßig angeboten wird. zunächst als separate Veranstaltung am Samstag Nachmittag im Gemeindezentrum, nun im Anschluss an den Gottesdienst. Eine Gruppe von etwa 12 Personen ist dann für Menschen da, die sich segnen lassen wollen, weil sie unter Schmerzen leiden, krank sind oder um ihre Gesundheit fürchten.

Geleitet wird die Gruppe von einem Ehepaar, Claudia und Leif Goldhahn. Er ist Professor für Maschinenbau, sie Kinderkrankenschwester, die als Praxisanleiterin in einem großen städtischen Krankenhaus tätig ist. Vor Jahren wurden sie auf das Angebot von Christen im Gesundheitswesen aufmerksam und nahmen unter anderem an Seelsorgeschnungen teil. Das Anliegen, kranke Personen auch spirituell zu unterstützen, lag ihnen am Herzen. Und als sie dann in die Lutherkirchengemeinde wechselten, lag die Mitarbeit im Gebet für Kranke nahe.

In Chemnitz fanden schon seit längerem Patientengottesdienste in wechselnden Kirchen statt und die Lutherkirchengemeinde bot schon seit längerem jährliche mehrteilige Seelsorgeschnungen an. Gottesdienstbesucher kennen die Gemeinde als Ort, an dem gerne gebetet wird, manchmal auch spontan mit dem Sitznachbarn. Man sieht auch nach gewöhnlichen Gottesdiensten Menschen, die irgendwo in der Kirche miteinander beten. Im Anschluss an die vierzehntägig stattfindenden Abendmahlsgottesdienste wird ausdrücklich dazu eingeladen. „Gebet ist bei uns einfach gelebte Kultur,“

erzählt Claudia Goldhahn. „Und man kann sagen, dass jedes Mal nach dem Beten in irgendeiner Form Besserung aufgetreten ist.“

Wenn im kurzen Gespräch vor dem Segnungsgebet klar wird, dass die Person medizinische Hilfe benötigt und noch nicht nutzt, dann ermutigen die Mitarbeitenden dazu.

Gebet wird immer zu zweit, wenn die vier kleinen Teams am 2. Sonntag in einem Seitenschiff der Kirche für Gebete zur Verfügung stehen. Alle Teilnehmer haben eine Seelsorgeschnung absolviert oder planen diese und am Mittwoch nach dem Segnungssonntag trifft sich das ganze Team zum Austausch. Dann können Erfahrungen miteinander geteilt werden, natürlich unter Wahrung der Vertraulichkeit, es können eigene Gebetsanliegen geteilt werden und es bietet sich die Gelegenheit, Formen geistlichen Lebens, wie Sprachengebet, zu üben, die im öffentlichen Gottesdienst nicht so oft vorkommen.

Wenn Claudia Goldhahn anderen Gemeinden einen Rat geben sollte, wie man ein ähnliches Angebot starten könnte, dann, so meint sie, „ist es am wichtigsten, Gottes Wirken Raum zu geben.“ Es komme darauf an, „dass man spürt, dass Gott also auch heute noch wirkt und lebendig ist.“ Die jeweilige Form des Segnens würde dann in jeder Gemeinde anders aussehen. Wichtig ist ihr aber auch, dass die Verantwortlichen in der Gemeinde das Projekt unterstützen. Als sie als Ehepaar die Leitung des Teams übernommen hatten, wurde das im Kirchengemeinderat beschlossen und im Gottesdienst sichtbar: Die beiden wurden – gemeinsam mit ihrem ganzen Team – für den Dienst eingeseget.

Mehr über die Lutherkirchengemeinde:
www.luther-chemnitz.de

Frank Fornaçon



HOHES ALTER – CHRISTLICHE GEMEINDE – VIELE FRAGEN



Ist Ihnen auch schon aufgefallen, dass wir in Kirche und Gesellschaft ziemlich viel Bücher und Beiträge in Zeitschriften zur Frage finden, wie man sich gut auf die Rente vorbereitet, wie man die laut Statistik „glücklichsten Jahre“ zwischen 65 und 75 optimiert, und wie sich eine von Verletzlichkeiten, Begrenzung und Krankheiten gekennzeichnete „letzte“ Lebensphase möglichst weit nach hinten schieben lässt? Demgegenüber findet man nur selten Stichhaltiges und Hilfreiches zum Thema, wie man sich gut auf die Lebensphase vorbereitet, die üblicherweise „Hochaltrigkeit“ genannt wird (grob: das Alter ab 80/85).

Mir persönlich fielen im Laufe der vergangenen rund 15 Jahre, in denen ich in einem Alters- und Pflegezentrum arbeiten und leben durfte, einige Dinge auf. Drei dieser Beobachtungen nenne ich:

1. Es gibt Menschen, die mir in ihrem Älterwerden zum Vorbild geworden sind, und andere eher weniger. Das Entscheidende dabei sind allerdings nicht die Anzahl der Schmerzen oder die Schwere von Krankheiten, Gebrechen und dergleichen, sondern die Art, wie einzelne Menschen damit umgehen.

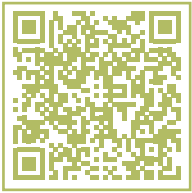
2. Die spannende Frage dabei: Wann haben die Menschen Weichen gestellt, damit sie so, eben vorbildhaft, älter werden? Klar war dabei immer: Ein 90-Jähriger stellt die Weichen, ob er dankbar oder undankbar, versöhnt oder unversöhnt,

mürrisch oder im Frieden lebt, nicht erst als 88-Jähriger. Die Weichen, wie ich alt werde, werden sehr viel früher gestellt, spätestens ab Beginn der 2. Lebenshälfte, beginnend im Durchschnitt zwischen 40 und 44.

3. Wir haben, wenn wir über das Alter und Älterwerden reden, einen recht guten Wortschatz bzw. viel Routine darin, Probleme zu benennen, uns über Probleme auszutauschen und sie – wenn möglich – schnell zu bewältigen. Wir haben aber sehr viel weniger Übung darin, uns über das Gute, die Chancen, den Gewinn und den Schatz des Älterwerdens, inkl. Hochaltrigkeit, Gedanken und Worte zu machen.

Die Frage liegt auf der Hand, wie wir uns gut auf die Lebensphase vorbereiten, die anfällig für das ist, was oft mit den Begriffen Multimorbidität, Pflegebedürftigkeit, Demenz, Altersdepression, aber auch „Sinnfinsternis“, Identitätsverlust, Einsamkeit, Sterbewunsch und viel anderem beschrieben wird.

Im Folgenden beschreibe ich acht Übungsfelder, die mir in einer zukunftssträchtigen Gemeinde (konkret: Hauskreise, Initiativen im Altersbereich 45-65, Seniorengruppen, Besuchsdienste, Ausländerprojekte, auch Seelsorge, Gebetsgruppen, Gemeindeleitungen) unverzichtbar erscheinen – nicht zuletzt aus demographischen Gründen (immer mehr Alte, immer weniger Junge).



DIESEN BEITRAG
KÖNNEN SIE AUCH ANHÖREN

ÜBUNGSFELD 1:

Alter generell, aber speziell auch Hochaltrigkeit, ist zunächst nicht Problem, sondern Normalität und Selbstverständlichkeit. Wir üben einen angstfreien Umgang mit dem Alter und helfen uns gegenseitig, Alter, auch Hochaltrigkeit, von der Chance und nicht vom Problem her zu sehen.

KONKRET:

Achte darauf, wie oft Du oder Deine Nächsten bloss vom Problem statt der Chance des Alters reden. Versuche selber, in jedem Gespräch, in dem Alter das Thema ist, das Verhältnis Problem: Chance in ein Verhältnis von 1:2 zugunsten der Chancen zu bringen.

ÜBUNGSFELD 2:

Wir lernen, auch hohes Alter von der Verheißung von Gott her zu denken. Wir haben zuerst die Verheißungen vor Augen und nicht die Bedrohungen. Beispiele: Psalm 92,15 / Jes. 46,3-4 / 2. Kor. 4,16 / Off. 21,4 und viele andere.

KONKRET:

Lerne die Verheissungen und Zusagen Gottes im Zusammenhang mit dem Alter auswendig! Es hilft Dir und den Menschen, die Du begleiten darfst.

ÜBUNGSFELD 3:

Wir üben, nicht verkürzten Denkweisen aufzusitzen, etwa: Alter ist Schicksal oder Privatsache, oder Sache des Arztes. Wir halten uns vor Augen, dass rund 70% unseres Älterwerdens von bewussten Entscheidungen abhängig sind. Gemeinde ist der Ort, an dem das Fällen existenzieller Entscheidungen geübt wird (etwa, wie ich gerne sterben möchte).

KONKRET:

Wage es, Menschen darauf anzusprechen, wie sie gerne älter werden möchten – wenn Du besonders mutig bist: ... wie sie denn eigentlich sterben möchten und was sie im Hinblick auf ein gutes Sterben heute tun könnten / sollten.

ÜBUNGSFELD 4:

Wir reden, wenn wir an das Alter und hohe Alter denken, über Schlüsselfaktoren eines innerlich gesunden, mündigen Älterwerdens. Dazu gehören mit Sicherheit u.a. Dankbarkeit, Versöhnung (mit sich und seiner Geschichte, mit Gott, mit dem Umfeld), Reflexion der eigenen Biographie (beispielsweise

im Umgang mit Verletzlichkeit, Schwäche, Begrenzung) oder der Zukunft mehr Gewicht geben als der Vergangenheit und der Gegenwart.

KONKRET:

Schliesse Dich mit Menschen Deines Umfeldes zusammen und rede darüber, wie Ihr oben genannte Lebensdimensionen eintrainieren könnt (von Dankbarkeit über Versöhnung bis zur Zukunftszuversicht).

ÜBUNGSFELD 5:

Wir trainieren das JA-Sagen. Jemand nannte dieses Übungsfeld schlicht „Einverstanden leben“. Eine Grundhaltung der Kritik, der Rebellion, der Ablehnung, der Haltung des „Anti(Agings)“ erfordert wesentlich mehr Kraft, als JA zu dem zu sagen, was sich nicht verändern lässt.

KONKRET:

Sprich mit einem Freund / einer Freundin darüber, wo es Dir in Deinem Leben am schwersten fällt, JA-Mensch zu sein. Wagt die Frage, wie Ihr vom NEIN zum JA finden könntet!

ÜBUNGSFELD 6:

Wir verlieren nie den Humor, im Gegenteil: Wir sind besonders aufmerksam für Lustiges auch im Hohen Alter. So sagte beispielsweise eine 95-Jährige auf die Frage, wie alt sie werden möchte, dass sie bestimmt über 100 werde, da sie die „Handbremse nicht mehr anziehen könne“, oder eine rund 90-jährige Frau, dass sie ganz stolz sei, Urgrossmutter zu sein, aber einfach nicht verstehen könne, dass ihr Sohn schon Grossvater sei.

KONKRET:

Samle für Dich Aussagen alter Menschen, über die Du und Deine Freunde schmunzeln.

ÜBUNGSFELD 7:

Wir trainieren sehr früh den Austausch darüber, nicht nur wie wir glauben, sondern wie wir leben. Wir lernen, einander zu erlauben, uns auf die eigene Lebensweise anzusprechen. Beispiele: Wie wir über eigene Schwächen und Schwächen des Ehepartners / der Ehepartnerin reden. Oder: Wie wir uns über das Gesundheitswesen inkl. Heimwesen, über demenzielle Entwicklungen, über Krisen, über Hör-, Seh- und Gehbeeinträchtigungen ... äussern.

KONKRET:

Prüfe, ob Du nicht jemandem (oder zwei oder drei Personen) erlauben solltest, Dich auf Deine Art zu leben anzusprechen, beispielsweise Deinen Umgang mit Konflikten oder Schwächen oder Scheitern.

ÜBUNGSFELD 8:

Wir üben den Austausch unter Generationen und legen den Schwerpunkt auf die Stärken und die Schätze einer jeden Generation. Wir fragen und verzichten auf Behauptungen.

KONKRET:

Versuche, jede Woche einen Menschen, zu dem ein Altersunterschied von mindestens 50 Jahren vorliegt, zu fragen, wie er die Zukunft sieht, was ihm Hoffnung macht, worunter er besonders leidet, was er von anderen Generationen erwarten würde, ...

DIE ERFAHRUNG:

Je mehr wir uns solchen und vergleichbaren Herausforderungen stellen, desto leichter fällt uns der Umgang mit Menschen unserer Umfeld. Seien Sie mutig. Leben ist nicht Schicksal. Es will gestaltet sein.

In allem weiß ich, dass jemand, wenn er in diesen Übungsfeldern Erfahrung hat, sich selber gerade in der Hochaltrigkeit sehr viel leichter tut. Für mich war der Umgang mit alten, sehr alten und sterbenden Menschen so etwas wie die Hochschule des Lebens. Nicht ich war und bin primär der Gebende und Lehrende. Vielmehr war ich der Empfangende und Lernende. Ich wünsche vielen Menschen in unseren Gemeinden, dass sie solche „Hochschulluft“ zumindest andeutungsweise schnuppern. Möglicherweise verstehen wir uns dann nicht nur als Beratende, Seelsorgende, „Wissende“, sondern als Schatzsucher im Umgang mit Menschen, die sich vor oder in der Lebensphase der Hochaltrigkeit befinden. Älterwerden ist nicht Abstieg, Verlust, ein „Nicht-mehr“, sondern – ob wir es denken können? – ein Aufstieg, ein Gewinn, ein „Noch-Nicht“. Lernen in Seelsorge, Gebet, Besuchsdienst, Haus-

kreis, Gemeindeleitung und vielem anderem ist nicht Pflicht, sondern Geschenk, Chance und eine einzigartige Möglichkeit, das eigene Älterwerden bis zum letzten Atemzug innerlich gesund, mündig und hoffentlich glaubensstark vorzubereiten und zu gestalten. Ich wünsche Ihnen in alledem viel Neugier, Mut und Zuversicht – Ihnen selber, aber auch Ihrer Kirche, unserer Gesellschaft und der kommenden Generation zuliebe!

HINWEISE ZUR VERTIEFUNG:

- **Initiative PRO AGING**
Hier finden sich eine Reihe von Zeitschriftartikel, u.a. auch zu den besonders herausfordernden Themen wie Demenz und Sterbehilfe.
- **„Wenn der Glaube älter wird“**. Dreiteilige Artikelserie in Lebenslauf 6/2023 und 1+2/2024.
- **Markus Müller: „Ein JA-Mensch werden. Lebensverändernder Aufbruch in einer unperfekten Welt“**. Verlag mosaicstones. 2. Auflage 2025. 348 S.
- **Markus Müller: „Alter neu denken – wie dein Denken dein Älterwerden bestimmt“**. Ein Hoffnungsmacherbuch“. Verlag mosaicstones. 2026. 271 S.

*Dr. Markus Müller,
promovierter Heilpädagoge,
bis zu seiner Pensionierung Heimpfarrer
in einem Alterszentrum, Winterthur,
www.initiative-pro-aging.ch*



Anzeige

Glaube und Psychotherapie

Transgenerationaler Austausch

Erfahrung mit Genies

SOMMERCAMP

FÜR JUNGE PSYCHOTHERAPEUT:INNEN

21.07. - 24.07.2025 am Kaiserhof in der Schweiz
Für ärztliche & psychologische Psychotherapeut:innen bis vor 15 Jahren in Ausbildung oder in Weiterbildung



WEITERE
INFOS

WER KRANKE BEGLEITET, *wird gesegnet*

ANREGUNG FÜR DIE GEMEINDEPRAXIS

PRAXIS:

Einmal im Jahr lädt die Gemeinde ihre Mitglieder in Gesundheitsberufen und ehrenamtlichen Krankendiensten ein, sich im Gottesdienst für ihren Dienst segnen und senden zu lassen. Da die meisten von ihnen in säkularen Strukturen und nicht im kirchlichen Bereich (z.B. als Angestellte von Diakonie oder Caritas) arbeiten dürften, hat ein solcher Ausdruck gemeindlicher Segnung und Sendung besondere Bedeutung – sowohl für die Gemeinde wie für die Gesundheitsfachleute.

KURZE ERLÄUTERUNG IM GOTTESDIENST:

Christen stehen in der Beauftragung Jesu, das Evangelium weiterzutragen und sich heilend in die Welt einzubringen – wie es beispielhaft in Luk. 10,9 an die Jünger gerichtet ist: „Heilt die Kranken, die dort sind und sagt den Menschen: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.“ Im griechischen Text steht wörtlich „therapiert (θεραπεύετε)“ die Kranken, was so viel meint wie „dient, pflegt, behandelt, heilt“. Die Gemeinde als Versammlung der Christen ist eingeladen, sich dieses Auftrages immer wieder bewusst zu machen. Diejenigen unter ihnen, die beruflich, ehrenamtlich oder in der Familie kranken Menschen helfen, tun dies im Auftrag des Evangeliums und damit auch der christlichen Gemeinde. Im Gebet erbittet die Gemeinde Gottes Segen für ihren Dienst und drückt ihre Wertschätzung und Sendung aus.

SEGNUNG UND SENDUNG:

Alle Gesundheitsfachleute (Medizin, Pflege, Therapie u.a.), ehrenamtlich Begleitende und betreuende Angehörige sind im Gottesdienst eingeladen, gemeinsam oder nacheinander in zwei oder drei Gruppen in den Altarraum zu treten. Dort können stellvertretend von einzelnen aus der Gruppe allgemeine Anliegen genannt werden, für die besonders der Segen Gottes erbeten wird. Die Gemeinde bekommt dabei Einblick in die aktuellen Herausforderungen der professionellen oder ehrenamtlichen Gesundheitsdienste.

Anschließend leiten der Pastor/die Pastorin oder die Gemeindeglieder eine Fürbitte-Zeit mit vorbereiteten oder freien Gebeten, die er mit der Segenszusage Gottes abschließt. Ein Wort der wertschätzenden Sendung stärkt die Gewissheit, dass die Gemeinde hinter ihren Mitgliedern in den Gesundheitsdiensten steht.

Eine Variante könnte die individuelle Segnung einzelner Mitarbeitenden sein, die in Kleingruppen, unter Umständen auch verteilt im Gottesdienstraum von zwei Betern gemeinsam durchgeführt wird. ■

IMPRESSUM:

Heilsam ist Teil des Magazins ChrisCare. Er erscheint im Verlag Frank Fornaçon und wird inhaltlich verantwortet von der Fachstelle für Gesundheitsfragen in Kirchengemeinden (FaGeK). Redaktion Frank Fornaçon (ViSDP). Copyright: Christen im Gesundheitswesen e.V., Reinbek, Gestaltung: Hallo!Rot, Singen, Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz Kassel, Redaktionsanschrift: Verlag FF, Am Gewende 11, 34292 Ahnatal

Fachrat (FaGeK): Dr. Volker Brandes, FA für Urologie (Hamburg); Heidrun Dahlhaus, Pastorin (Hamburg); Dr. Elisabeth Dissmann, FÄ für Allgemeinmedizin (Bielefeld); Frank Fornaçon, Pastor i.R. (Ahnatal); Bengt Grünhagen, Physiotherapeut (Berlin); Dr. Johannes Imdahl, FA für Allgemeinmedizin (Glinde); PD Dr. Bernd Metzner, FA für Innere Medizin / Hämato-Onkologie (Oldenburg); Dr. Horst Schramm, FA für Allgemeinmedizin, (Hannover); Dr. Georg Schiffner, FA für Innere Medizin / Geriatrie u. Palliativmedizin (Aumühle); Angelika Sextro, Ergptherapeutin (Lübeck); Dr. Eva Sperber, FÄ für Psychiatrie / Psychotherapie (Ludwigshafen)

WER SINGT, BETET DOPPELT

ERFAHRUNGEN AM MORGEN

6:30 Uhr, Ich trete aus der Tür, möchte die frische Morgenluft genießen.

DA EMPFÄNGT SIE MICH: DIE MUSIK!

Ein sanfter Regen fällt vom Himmel in einem leisen, fast regalmäßigen Tropfen und Plätschern, wie ein leises Rhythmusgebendes Schlagzeug.

Vögel singen – die Amsel singt ihr Lied mit den vielgestaltigen Versen in den schönsten Tönen. Der Sperling zwitschert. Eine Taube gurr. Eine Meise zirpt.

IST DAS MUSIK? WANN WERDEN KLÄNGE ZU MUSIK?

Ich treffe mich mit alten Freundinnen und Freunden aus meiner Jugendzeit in Trier. Ich war frisch in der Gemeinde und wir sangen zusammen im Jugendchor. Damals fing es an, dass sich für mich Glauben mit Musik verband.

Botschaften in Musik gegossen. Wir hörten Musik von Arno und Andreas und spielten und sangen mit. Glaubensbotschaften und Gesellschaftskritik in Liedern. Bekenntnisse und Erzählungen. Fragen an Gott und Lob Gottes. Spätestens von diesem Zeitpunkt an wurde Musik ein immer wichtigerer Teil meines Lebens.

Als ich begann in Aachen zu studieren, fand dort gerade eine „Zelt- Evangelisation“ statt. Die Baptisten hatte sie organisiert und warben auf Plakaten:

„Unter Mitwirkung von Bläserchor, Jugendchor, gemischtem Chor und Männerchor“

„Das ist eine musikalische Gemeinde – da muss ich hin!“, sagte ich mir. Beim ersten Besuch im Zelt sang der Jugendchor – 2 junge Männer fielen mir auf, die fast gleich aussahen, Zwillinge. Einer davon wurde mein Ehemann, allerdings erst 8 Jahre später

Ich wurde Mitglied im Chor, übernahm ein Jahr später selbst die Leitung. Es war die Zeit der Jugendchöre und auch unserer blühte auf. Was wir fanden, war Gemeinschaft – Musik, die uns verband, Ziele und Projekte, enge Freundschaften und Liebesbeziehungen.

Und fast immer, wenn wir diese Freundinnen und Freunde wieder treffen gibt es: MUSIK !

Wir tragen die Instrumente und Stimmen zusammen und singen und spielen alte und neue Lieder, lassen uns inspirieren von den traditionellen Spirituals und modernen christlichen Popsongs.

WAS MACHT TÖNE ZU MUSIK?

Über KI finde ich folgendes: Damit unser Gehirn eine Abfolge von Tönen als Musik begreift, müssen sie in Beziehung zueinander gesetzt werden. Das geschieht über drei Dimensionen:

MUSIK KANN ENTSPANNEND
SEIN, KANN TRÖSTEN, KANN UNS
AUFFANGEN, **KANN UNSAGBARES
ZUM AUSDRUCK BRINGEN.**



*Musik zum Soaken
Archives-Praxis
Heribert F. Elfgren*

DIE DREI GRUNDPFEILER DER MUSIK

• RHYTHMUS (DIE ZEITSTRUKTUR):

Töne brauchen eine Ordnung in der Zeit. Erst durch die Dauer der Töne und die Pausen dazwischen entsteht ein Muster. So-gar reiner Rhythmus ohne Tonhöhen (wie ein Trommelwirbel) wird von uns bereits als Musik wahrgenommen

• MELODIE (DIE HORIZONTALE ORDNUNG):

Wenn Töne mit verschiedenen Tonhöhen nacheinander logisch folgen, entsteht eine Melodie. Unser Gehirn verbindet die einzelnen Punkte automatisch zu einer Linie.

• HARMONIE (DIE VERTIKALE ORDNUNG):

Wenn mehrere Töne gleichzeitig erklingen, entstehen Akkorde und Klangfarben. Das Zusammenspiel erzeugt Spannung (Dissonanz) und Entspannung (Konsonanz).

Zudem und in meinen Augen besonders wichtig ist die Intention der Person, die Musik komponiert und der Person, die sie erklingen lässt.

Schon im Tierreich gibt es Arten, die gemeinsam singen. Zum Beispiel die Flötenvögel in Australien. In unserer Kultur hat sich die Musik über Jahrhunderte von einfachen Gesängen und Melodien zu fantastischen, komplexen Musikwerken entwickelt. Und immer hat Musik auch eine Botschaft. Alle unsere Gefühle können auch ohne Worte in Musik zum Ausdruck kommen. Musik kann entspannend sein, kann trösten, kann uns auffangen, kann Unsagbares zum Ausdruck bringen.

Menschen mit Demenz und Menschen mit Aphasie (Sprachstörung bei schweren Erkrankungen wie z.B. Schlaganfall) können manchmal nicht mehr richtig und verständlich sprechen, es gelingt jedoch das Singen altbekannter Lieder. Musiktherapie ist ein wichtiges Element in der Behandlung psychischer Erkrankungen, die leider nur eine geringe Verbreitung hat. Für mich persönlich ist gesungener Bibeltext, eine gesungene Botschaft über die Liebe und die Zuwendung Gottes, über Hoffnung und Trost weit wirkungsvoller und überzeugender, als das gesprochene oder gelesene Wort.

„Wer singt, betet doppelt“, stammt wohl nicht, wie oft angenommen, von Martin Luther, sondern von Augustinus.

Von Martin Luther ist dieser Ausspruch: Musik ist ein reines Geschenk und eine Gabe Gottes, sie vertreibt den Teufel, sie macht die Leute fröhlich und man vergisst über sie alle Laster.“ Quelle: Tischreden, WA TR 5, Nr. 5668.

Beide Sprüche fassen eine Erfahrung zusammen, welche Musizierende machen:

Dass Musik aufbaut, entspannt, entlastet, Gemeinsamkeit schafft, Gesundheit fördert, Gemeinschaften zusammenfügt und -hält und aus Trauer und Niedergeschlagenheit retten kann.

Lasst uns mehr Musik in unseren therapeutischen, medizinischen und persönlichen und kirchlichen Alltag bringen! Wie könnte das gelingen?

Mit den ersten Tönen unter der Dusche oder im Auto. Warum nicht mit einer Strophe eines Liedes vor dem Frühstück. Mit Hinweisen in der Arztpraxis auf musikalische Veranstaltungen. Wer in der Klinik macht gerne Musik und wie könnte das für Patientinnen und Patienten oder für Mitarbeitende genutzt werden?

In welchem Raum könnte ein Cachon stehen oder ein Glockenspiel, um Menschen zum Musikmachen zu animieren? Und welche Musik könnte im Aufenthaltsraum erklingen jenseits von Radiosendungen?

Ganz uneigennützig möchte ich abschließend Werbung machen für die schöne „Soaking-Musik“ von Heribert Elfgen, früher Leitungsmitglied von Christen im Gesundheitswesen, mit dem ich in Aachen zusammen Musik gemacht habe. ■



Dr. med. Dorothee Deuker,
Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie. Sie arbeitet im Sozialpsychiatrischen Dienst, Mülheim an der Ruhr

WIE GOTT ERMÄCHTIGT, „GLAUBEND HILFREICHER ZU HELFEN“

Persönlich erfahrene, christlich motivierte Care-Hilfe kann für manchen die Entdeckung einer neuen Dimension göttlicher Zuwendung sein. Auch das Miterleben solch hilfreicher Weitergabe von Care-Hilfe, inspiriert durch die Einbeziehung der Dimension Gottes, ist ein möglicher Startpunkt. Es sollte ein vorrangiges gutes Ziel sein, Care Leistende zu inspirieren, die Wirkung ihrer Arbeit durch die Ausschöpfung der göttlichen Dimension in ihr professionelles Handeln zu integrieren. Die Leistung authentischer, empathischer, professioneller Care-Hilfe im Geiste der Freundlichkeit Gottes lohnt. Die Chancen, durch eine solche im spirituellen Sinne ganzheitlicheren Hilfe bessere Ergebnisse zu erzielen, sind groß. Es gilt bewusst wahrzunehmen, hin zu sehen, besser zu begreifen, kontinuierlich daraus zu lernen und schließlich dies dann öfter und systematischer gewinnbringend einzusetzen, ja regulär zu nutzen.

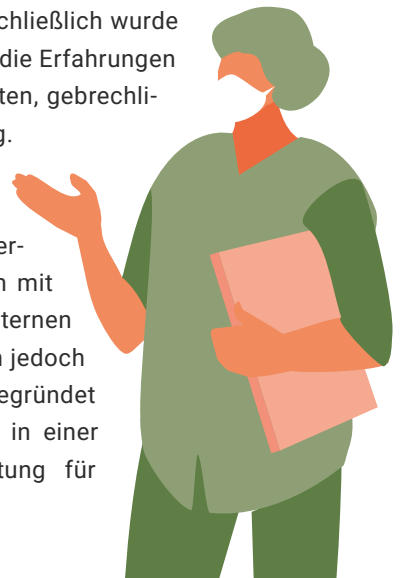
„Ihren Tumor kann man nicht mehr operieren, das Risiko einer Operation ist viel zu groß“, sagte der Chefarzt dem gerade 21jährigen Patienten. „Medikamente wirken da nur noch begrenzt, die Studienlage ist insgesamt schlecht. Ich kann ihnen wirklich keine Hoffnung machen und würde ihnen empfehlen, machen sie sich eine gute Zeit mit ihrer Freundin. In spätestens 4 Monaten sehen wir sie dann wieder zur palliativen Therapie, denn die Beschwerden und Schmerzen werden übermächtig werden.“ Das Glück des Patienten bestand nun darin, dass eine, so wie er selbst auch, christlich gläubige Krankenschwester ihm zuhörte, ihm Mut machte, seine Fragen Gott zu stellen, andere für ihn beten zu lassen. Das Ganze ist so geschehen in einem Universitäts-Klinikum.

Fachkräfte, die sich selbst zu einer christlichen Gemeinschaft rechnen, können Schritt für Schritt, Tag für Tag die Dimension der Freundlichkeit Gottes in den Fokus des ihnen anbefohlenen Kranken, Pflegebedürftigen oder auch Sterbenden stellen. Zuwendung aus Empathie heraus, Offenheit für Fragen, Zusagen aus biblischen bzw. jüdisch-christlichen Texten können bei der betroffenen Person Perspektiven öffnen, Stress mindern, Medikamentenbedarf reduzieren und ggf. Lebens- bzw. Zukunftsperspektiven neu eröffnen, selbst in das angezählte Leben hinein.

Meine erste eigene Begegnung mit einem hilfsbedürftigen Menschen stammt aus der Kindheit. Es waren die Besuche bei meiner Urgroßmutter. Die lebte damals bei meiner Großtante. Was ich bis heute nicht vergessen habe, ist die tiefe Liebe, mit der meine Großtante ihre gebrechliche und schwerhörige Mutter versorgt hat und das trotz ihres anspruchsvollen Alltags in einem selbstständig geführten Geschäft. Bei meiner Tante konnte man tatsächlich von authentischer Empathie, christlicher Nächstenliebe und der tiefen Überzeugung der Gegenwart des liebenden Gottes und Vaters sprechen. Was sie ganz konsequent mit der Umsetzung aller Anordnungen des zuständigen Hausarztes zu einem Gesamtversorgungspaket verbunden hat.

Die intrinsische Motivation von Pflegenden, Angehörigen, Ärzten und anderen Hilfspersonen zu christlich spirituell motivierter Empathie und zur Einbeziehung der Dimension Gottes in ihr Handeln, kann in der Gesamt-Zuwendung für die zu Versorgenden und deren betroffenen Angehörigen ein wichtiger Baustein zu ganzheitlicher Care-Hilfe werden.

Seit meinen Kindheitstagen hatte ich nun reichlich Gelegenheit, weitere entscheidende Einblicke in Care-Hilfe gewinnen zu können. Sechs Wochen nach dem Abitur verschafften mir zunächst 16 Monate Zivildienst im Krankenhaus einen soliden Startpunkt. Dann folgten sechs Jahre Pflegedienst auf der Intensivstation während des Studiums sowie mehr als 40 Jahre beruflicher ärztlicher Alltag in der Klinik und auf verschiedenen Auslandseinsätze. Alles zusammen gab mir einen weitgespannten Überblick über die Pflege und therapeutische Versorgung kranker und hilfsbedürftiger Menschen. Schließlich wurde dies noch komplettiert durch die Erfahrungen bei der Versorgung meiner alten, gebrechlichen Eltern über Jahre hinweg. Meine Mutter war die letzten drei Lebensjahre zudem ausgeprägt dement. Diese Versorgung geschah gemeinsam mit meiner Schwester und externen Hilfskräften, deren Motivation jedoch durchaus unterschiedlich begründet war, später dann auch noch in einer christlich geführten Einrichtung für Demenzerkrankte.



FINANZIELLE UND NICHT-MONETÄRE ENTGELTE FÜR GELEISTETE CARE-HILFE

Wie schnell sind wir in unserer wohlstands- und leistungsorientierten Gesellschaft beim Geld. Ja, alles kostet etwas. Selbst das Parken ist teuer geworden, Lebensmittel sind deutlich teurer geworden, Wohnen, Autofahren, Essen und Essen gehen und überhaupt das Ausgehen, ja selbst der Urlaub.

Entsprechend wird das Meiste im täglichen Leben ganz automatisch in bare Münze umgerechnet. Dann wird überlegt: Was ist mir was wert? Ist es mir das wert? Will ich dafür soviel bezahlen? Kann ich mir das leisten? So zeigt sich an manchen Stellen rasch, auf was man am ehesten bereit ist zu verzichten und wo eben nicht.

Krankenkassen klagen über Defizite in ihren Haushalten. Personalkosten sind dabei der treibende Kostenfaktor. Es kann nicht mehr für jede Hilfe eine gesetzliche Kostenübernahme zugesagt werden, damit das Gesundheitssystem nicht kollabiert. Die Angehörigen müssen zunehmend tiefer in die Tasche greifen. Die Pflegeversicherung ist längst an ihre Grenzen gestoßen, Zuzahlungen haben bereits ein schwer zumutbares Niveau erreicht. Arztleistungen, Krankenhausleistungen und Pflegeleistungen müssen zurückgefahren werden. Es wird an allen Ecken und Enden gespart.

Wie kann in dieser Gesamtgemengelage ein durchaus motivierter Care-Leistender noch authentisch seine Berufung im Alltagstrubel ausleben? Wo bleibt da der Spielraum für die göttliche Dimension in der Versorgung der zu pflegenden Menschen? Mitarbeitende müssen ja selbst auch leben, Miete zahlen, ggf. eine Familie ernähren, Verantwortung für Angehörige tragen, und vieles anderes mehr.

Manche betroffene Mitarbeiter haben mir eindringlich berichtet, dass ihre eigene, vom christlich-jüdischen Menschenbild geprägte Motivation, hier ganz real an Grenzen gestoßen ist. Wie kann man dem eigenen Anspruch, glaubwürdige ganzheitliche Hilfe leisten zu wollen, auf Dauer noch gerecht werden? Schon jetzt führen Ermüdung, körperliche und psychische Erschöpfung bei etlichen Beteiligten am Ende gar schon zur Überlegung, den einst so geliebten Dienstes aufzugeben zu müssen.

Dr. med. Detlev Katzwinkel
Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe, Projektmanager und Chefarztberater der GFO-Kliniken, Langenfeld



Ich persönlich sehe hier wesentliche Argumentationslinien als zukunftsweisend an:

1. Nicht jedes gute Wort, nicht jede warme Geste bzw. empathische Zuwendung, ja auch nicht jedes biblische Zitat, jeder Segen, jedes kurze Gebet oder die herzliche Umarmung müssen tarifrechtlich verabredet sein.
2. Wo Ressourcen knapper werden, die Personaldecke enger, die Not der Betroffenen jedoch gleichzeitig immer größer wird, bekommt jedes dankbare Lächeln, jedes Strahlen aus den Augen der Empfangenden, jede Besserung Bedeutung. Es handelt sich um nicht monetären Lohn. Diese Dimension der Entlohnung kann in die Waagschale der Wertschätzung und Befriedung des eigenen inneren Gleichgewichtes mit eingetragen werden

Grundlage für all diese Überlegungen und Anregungen leiten sich vom göttlichen Shalom ab, dem allumfassenden Segen Gottes aus jüdisch-christlicher Tradition, der in seiner Intention auf allen vier Ebenen des menschlichen Seins seinen Kindern liebevoll zugewandt ist. ■

WAS SHALOM BEDEUTET

Die Care-Absichten Gottes dem Menschen gegenüber leiten sich aus dem göttlichen Shalom der jüdisch-christlichen Tradition ab.

SHALOM (aus dem hebräischen stammend) verstehen wir als umfassenden Segen Gottes in seiner ganzen Fülle und wirksam auf allen vier Ebenen des menschlichen Seins:

- › physisch / materiell / ökonomisch
- › sozial / emotional / menschenzugewandt
- › intellektuell / kognitiv / verstandesmäßig
- › spirituell / psychisch-seelisch / geistlich

Wir sollten christlich fundierte Care-Hilfe unter Einbeziehung aller vier Ebenen des göttlichen Shalom intentionieren, in diesem Sinne könnte sie dann tatsächlich ganzheitlich wirksam werden.

Detlev Katzwinkel

VOM KONGRESS zum Magazin



Das Kongress-Palais war gut gefüllt. Über 1000 Fachleute aus dem Gesundheitswesen und Mitarbeitende aus Kirchengemeinde waren 2008 zum 1. Christlichen Gesundheitskongress nach Kassel gekommen. Der interdisziplinäre Austausch und die geistliche Weite wirkten auf die Teilnehmenden inspirierend. Rasch war klar: Es bleibt nicht bei dem einen Kongress. Damals begann die Serie der inzwischen 9 Kongresse, die in der Regel alle zwei Jahre stattfinden, inzwischen im Kloster Volkenroda.

Aber was war in der Zeit zwischen den Kongressen? Eine Zeitschrift könnte die Verbindung halten. Und so saß ein Teil des Kongressvorstandes im Wohnzimmer von Bettina und Günther Gundlach zusammen. Mit dabei war Frank Fornaçon, der beim Kongress für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig war und Erfahrung im Zeitschriftenmachen mitbrachte.

Wir könnten gemeinsam ein Magazin auf den Weg bringen, war die allgemeine Überzeugung. So könnte das Gespräch der Christen in Gesundheitsberufen untereinander auch auf schriftliche Weise weitergehen. Ein paar Grundsätze waren rasch formuliert: Das Magazin ist eine Plattform für verschiedene Perspektiven. Es wird in ökumenischer Weite gestaltet und es soll nicht nur für Fachleute lesenswert sein. Damit war auch klar, dass ChrisCare, so der Name, ein lebendiges, lesefreundliches Layout bekommt.

ChrisCare ist ein Kunstwort. Frank Fornaçon hatte in den USA eine Gemeinde besucht, die ein gutes Motto hatte: „He cares – we care.“ So wie sich Jesus Christus um uns Menschen kümmert, so sorgen wir auch für die Menschen. In ChrisCare steckte sowohl Christus als auch die Christen. Und Care als sorgende Zuwendung zum leidenden Menschen. Bald hatte sich ChrisCare als Markenname durchgesetzt.

Christen im Gesundheitswesen hatte als Verein schon bislang ein internes Mitteilungsblatt herausgegeben, das zugunsten des neuen Projekts aufgegeben wurde. Die ökumenische Initiative hatte sich schon immer als Dienstleister für alle Christen in Gesundheitsberufen verstanden und trug die finanzielle Verantwortung für das Zeitschriftenprojekt. Der Verein berief

den ersten Beirat und die ständigen Redaktionsmitglieder. Deren Zusammensetzung spiegelte vielfältige Frömmigkeitsformen, berufliche Kompetenz und regionale und konfessionelle Vielfalt wider. Die Weite war möglich, weil man sich im Ziel einig war: Die Bedeutung des christlichen Glaubens zu unterstreichen für kranke und behinderte Menschen sowie die sie umsorgenden Berufsgruppen.

Neben fachlich qualifizierten Beiträgen, die immer auch allgemeinverständlich sein sollten, war von Anfang an die Erfahrung der Leserinnen und Leser gefragt. „Bei mir ist es so“ sollte als Rubrik sollte reflektieren, wie sich das jeweilige Heftthema im Alltag christlich engagierter Pflegenden, Therapeuten, Ärzte und weiterer Gesundheitsberufe niederschlägt.

Die Themen von ChrisCare entstanden am langen Tisch im Hause Gundlach in Hamburg-Harvestehude. Die Redaktion tagte viermal im Jahr im Elternhaus von Günther Gundlach, dessen Mutter die Redaktion großzügig versorgte. Es entstand rasch ein Klima, das von heiterer Kreativität geprägt war. Legendär waren die Suppen und immer im Juni leckere Erdbeeren im kleinen Park hinter dem Haus. Man reiste aus ganz Deutschland gerne nach Hamburg, aus Köln und Regensburg, aus Karlsruhe und Berlin. Am Rande der Redaktionssitzungen entstanden weitere Projekte, ökumenische Partnerschaften und Ideen für die nächsten Gesundheitskongresse. Günther Gundlach hat als Geschäftsführer von Christen im Gesundheitswesen viele Jahre das Projekt mit großer Sorgfalt begleitet.

Die Leserschaft von ChrisCare war breit gestreut, vom niedergelassenen Facharzt über die Altenpflegehelferin bis hin zu ehrenamtlich Mitarbeitenden, die sich in Kirchengemeinden um Kranke kümmern. Die Hefte erreichten auf drei Kanälen ihre Leserinnen und Leser: die umfangreiche Gruppe der Menschen, die sich mit Christen im Gesundheitswesen e.V. verbunden fühlten, Einzelabonnenten und Großabnehmer, die ChrisCare für ihre Institution bezogen. Die Solidarität großer diakonischer Träger stützte zu Anfang die Auflage, die bis zu 5000 Exemplare erreichte. Mit dem steigenden Kostendruck gerade der Kliniken schwand aber die Bereitschaft, ChrisCare für die Mitarbeitenden zu abonnieren.

Die Inhalte jeder Ausgabe waren um ein Thema herum gruppiert. Theologische Beiträge standen neben sozialpädagogischen und therapeutischen Artikeln, medizinische und pflegewissenschaftliche Aufsätze wurden durch Praxisbeispiele ergänzt. Es kamen ausgewiesene Experten zu Wort, die geschliffene Beiträge schrieben und auch Autoren, die in ChrisCare ihre ersten publizistischen Schritte wagten. Wichtig war bei der Auswahl von Autorinnen und Autoren immer

auch die Frage, ob sie es verstanden, einen Bezug zwischen ihrem Fachgebiet und dem christlichen Glauben herzustellen. Eine immer wieder geführte Diskussion in der Redaktion war der Gebrauch des Wortes Spiritualität. Der wird in christlichen Kreisen eher enger (auf den christlichen Glauben bezogen) verstanden, in der Fachwelt aber auch sehr weit gebraucht, so dass Spiritualität für alle Arten von Religion oder Religiosität und auch darüber hinaus gebraucht werden kann. In zwei extra anberaumten Klausurtagungen wurde gemeinsam mit weiteren Fachleuten aus dem Kontext der Christlichen Gesundheitskongresse an den Kasseler Thesen „Christian Care und Christlich integrative Heilkunde“ gearbeitet, diese in ChrisCare und bei den folgenden Christlichen Gesundheitskongressen 2020 und 2022 vorgestellt und verabschiedet. (<https://cig-online.de/christliche-heilkunde/>.) „Christian Care“ war eine griffige Formel, die – wen wunderts - in Anlehnung an ChrisCare entstand.

Jüngste Weiterentwicklung in ChrisCare waren die Sonderseiten „Heilsam – Gesundheit fördern in Kirchengemeinden“. Eng verbunden sind diese Beiträge mit der Fachstelle für Gesundheitsfragen in Kirchengemeinden. Hier werden Gemeinden ermutigt, ihr Potential zugunsten von kranken und leidenden Menschen zu nutzen.

„Texte werden nur dann gelesen, wenn sie ansprechend gestaltet sind“, war ein immer wieder betonter Grundsatz. Manche Diskussion über einen zu geringen Bildanteil wurde in der Redaktionsrunde ausgefochten. Für ein professionelles Layout sorgte von Anfang an die Agentur Frank Communication in Singen (heute hallo!rot). Die Grafikerinnen und Mediengestalter sorgten nicht nur für ein lebendiges Aussehen. Sie bewiesen auch große Geduld mit verspätet eintreffenden Manuskripten, überlangen Texten und einer mangelhaften Qualität eingesandter Bilder. Dass am Ende alle Texte auch möglichst fehlerfrei in Druck gingen, war Julia Pickhard-Eberwein, Georg Schiffner und über lange Zeit Bettina Gundlach zu verdanken. Nicht unwesentlich für das Projekt war auch die Anzeigenabteilung, die von Bettina Prestin in der CiG-Geschäftsstelle sorgfältig betreut wurde. ■



Frank Fornaçon,
Chefredakteur, Ahnatal.



Redaktionssitzung 2014 im Hause Gundlach.
Georg Schiffner, Monica Windsor, Hans-Arved Willberg,
Frank Fornaçon, Günther Gundlach, Bettina Gundlach

Stimmen aus der Redaktion

Im Lauf der Jahre haben einige hundert Autorinnen und Autoren für ChrisCare geschrieben, fast alle ohne dafür ein Honorar zu bekommen. Sie kamen aus Freikirchen, aus evangelischen Landeskirchen und aus katholischen Gemeinden, einige gehören keiner Kirche an. Aber alle haben aus ihrem jeweiligen Blickwinkel das Anliegen von ChrisCare geteilt, den christlichen Glauben in eine fruchtbare Beziehung zu Krankheit und Behinderung zu setzen. Ganz wesentlichen Anteil bei der Auswahl der Themen und Autoren hatte der Redaktionskreis, dem Fachleute aus unterschiedlichen Berufen des Gesundheitswesens und kirchlicher Prägung angehörten. Einige haben sich noch einmal zur Bedeutung ihrer Mitarbeit selbst geäußert.

Nele Grasshoff, Krankenschwester und Pastorin in Hamburg schreibt: „ChrisCare war für mich eine wunderbare Aufgabe in einer Übergangszeit von der Elternzeit in den Beruf. Ich konnte zu Themen schreiben und in der Redaktion gemeinsam entwickeln, was mir und meiner Generation am Herzen liegt. Ich konnte meine Zeit frei einteilen. Und der Austausch im konfessions- und generationsübergreifenden Redaktionsteam war sehr besonders und lehrreich. ChrisCare verbindet zwei meiner Herzenthemen: Gesundheit und Glaube. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir das Schreiben des Artikels zur Einsamkeit einer Mutter, der mich selbst sehr geprägt hat, aber auch den Nerv der Zeit trifft. Ich wünsche den Leserinnen und Lesern in ihren Berufen und im Glauben immer wieder Mutmomente, Bestätigung, Freude und in den schweren Momenten Beistand und Lernmomente.“

Seit der ersten Ausgabe dabei ist Dr. Hans-Arved Willberg in Ettlingen bei Karlsruhe, der mit tiefgründigen und horizonterweiternden Beiträgen das Magazin mitprägte. Auch wenn die Zeit des gedruckten Magazins zu Ende geht, hofft er sich, dass das Thema weiter bearbeitet wird: „Ich wünsche mir nicht nur die Weiterführung des Projekts auf eine zeitgemäße Weise, sondern auch das Weiterleben des Namens ChrisCare. Er lag

damals schon irgendwie in der Luft. Care war zum intentionellen Begriff für alles Mögliche geworden, was mit „Sorgen für andere“ zu tun hatte. Heute ist das erst recht so. Früher gab es noch eine breite Schnittfläche von Care und Kirche. Caritas und Diakonie gehören nach wie vor zu den größten Playern im Care-Bereich, aber die Vorstellungen davon, was daran originär christlich ist, sind entweder diffus oder gar nicht vorhanden. Das hat sich im 20. Jahrhundert so entwickelt.

Im 19. Jahrhundert war das noch völlig anders: Die hauptsächlich treibende Kraft der Humanisierung des Sorgewesens in seinen verschiedenen Bereichen war eindeutig der christliche Glaube. Darauf müssen sich die Kirchen heute mutig zurückbesinnen, statt nur ängstlich darauf bedacht zu sein, den Bestand zu wahren, so gut es noch geht, oder sich gegenseitig in sensationelle Events zu übertreffen.

Das Thema, was christliche Care sei, wurde in jenem Rahmen schon seit geraumer Zeit unter der Überschrift „Christliche Heilkunde“ diskutiert. Das hat sich zu Recht verändert. Heilkunde ist vornehmlich Medizin. Aber es geht um wesentlich mehr als christliche Medizin. Es geht um den christlichen Geist des Sorgens für andere überhaupt. Darum ist es angemessen, dass die Formulierung „Christliche Heilkunde“ in den Hintergrund getreten ist zugunsten von Christian Care. Und das lag damals schon in der Luft. Von ChrisCare zu Christian Care sind es nur ein paar Buchstaben und mit Christian Care ist benannt, worum es in ChrisCare ging.“

Das Forschungsthema Christian Care müsste heute eigentlich ein Favorit in der Wissenschaft sein, vor allem für die Theologie. Aber das akademische Interesse dafür ist bislang armselig. Es fällt mir schwer, das zu begreifen. Ich hätte gehofft, dass es so etwas wie eine Basisbewegung geben kann, die über kurz oder lang auch das akademische Interesse wecken könnte. ■

DANKBARER ABSCHIED VON CHRISCARE

UND SPANNENDE PERSPEKTIVE FÜR DIE ZUKUNFT

Liebe Leserinnen und Leser,

wir möchten uns für Ihr langjähriges Interesse an ChrisCare, unserem Magazin für Spiritualität und Gesundheit, herzlich bedanken. Mit der Ausgabe 2/2026 verabschieden wir uns von diesem in reiner Print-Version vor 16 Jahren gestarteten Format – nicht jedoch von Ihnen als Leserinnen und Leser. Denn wir hoffen, weiterhin mit Ihnen verbunden zu bleiben.

Zunächst aber gilt unser großer Dank als Herausgeber dem langjährigen Chefredakteur Frank Fornaçon, der von den ersten Überlegungen zu diesem Magazin bis zu dieser 66. Ausgabe die Zeitschrift geprägt hat: „Lieber Frank, Du hast hier Großartiges geleistet! Immer wieder hast Du geniale Ideen für Themen, Autoren, Gestaltung und Entwicklung des Magazins eingebracht, eine große Zahl von theologischen und seelsorgerlichen Beiträgen verfasst, Interviews geführt und Beiträge überarbeitet. Mit Deinem Verlag hast Du die organisatorischen Möglichkeiten für den Vertrieb zur Verfügung gestellt und für die Verbreitung gesorgt. Ohne Deinen Einsatz wäre ChrisCare nicht entstanden. Du hast dafür gesorgt, dass all die Jahre eine hohe Qualität und Aktualität das Magazin ausgezeichnet haben. So werden die themenzentrierten Ausgaben auch zukünftig eine inspirierende Quelle sein.“ Denn über die Verlagsseite und die Homepage von Christen im Gesundheitswesen sind die seit 2018 digital zugänglichen Ausgaben weiterhin einsehbar.

Auch dem Redaktionskreis und dem Fachbeirat möchten wir herzlichen Dank sagen! Mit der Vielfalt an Gesundheitsberufen, geistlichen Prägungen und damit verbundenen Netzwerken ist hierdurch die besondere fachliche und geistliche Weite von ChrisCare möglich geworden bei gleichzeitig engagiert christlichen Blickwinkeln. Vielen Dank allen, die sich im Laufe der Jahre hier eingebracht haben!

Als ökumenisches Netzwerk Christen im Gesundheitswesen gem. e.V. werden wir uns unverändert engagieren für die Begleitung kranker und bedürftiger Menschen im Geist Jesu – im Zusammenwirken von Gesundheitsberufen und Kirchengemeinden. Die veränderten Kommunikations- und Informationswege der Gegenwart bringen es mit sich, dass wir stärker in digitale und interaktive Medien investieren. Die Zahl der Print-Abonnenten für ChrisCare war in den letzten Jahren kontinuierlich zurückgegangen, die Zahl der Teilnehmenden an digitalen Angeboten von Christen im Gesundheitswesen dagegen gestiegen. Ab September 2026 wollen wir deshalb mit gleichem Engagement die Mission fortsetzen: digitaler – interaktiver – kompakter. Wir werden die schon gut etablierten digitalen CiGnews als Grundlage nehmen und weiterentwickeln. Eine kleinere Auflage an Printausgaben werden wir erstellen und allen gern zusenden, die diese lieber in Händen halten. Durch die erweiterten digitalen und interaktiven Möglichkeiten möchten wir auch den Zugang zu den vielen kostbaren Inhalten aus unseren digitalen Fachgruppen-Treffen verbessern. Sie dürfen gespannt sein!

Wir hoffen auf Ihre weitere Verbundenheit und Unterstützung und grüßen Sie herzlich, im Namen des Vorstandes von Christen im Gesundheitswesen. ■

Dr. med. Georg Schiffner
Vorsitzender Christen im Gesundheitswesen e.V., Aumühle



FÜR ALLES, WAS MIR AUF DER SEELE LIEGT

Ich weiß, dass Gott mich umgibt und mich sieht. Er sieht, wie ich mich durch meinen Tag hindurch bewege, sieht wie sowohl Unwetter als auch Sonnenschein in meiner Seele aufziehen. Er begleitet mich durch eine überfüllte, laute Welt, in der sich mit hoher Geschwindigkeit die Dinge versuchen, den Rang abzulaufen, welches das Wichtigste ist und welches unbedingte Aufmerksamkeit verdient. Dieser Wettbewerb kann an manchen Tagen so laut sein und so an mir zerrn, dass ich am Abend nach Hause komme und in mir so laut und überfüllt bin, wie die Welt außerhalb von mir.

Jesus sagt: „Wenn du betest, dann geh an einen Ort, wo du alleine bist, schließ die Tür hinter dir, und bete in der Stille zu deinem Vater.“

Und das tue ich dann. Ich nehme den ganzen Lärm in mir mit, all die durcheinander gewirbelten Gedanken und Gefühle, zünde eine Kerze an und wende meinen Blick dem zu, der als einziger meine Aufmerksamkeit nicht mit lautem Gebrüll eingefordert hat und dem sie doch als Erstem gebührt. Und es ist, als würde ich aus einem laut rauschenden, schattigen Wald heraustreten in eine sonnige weite Lichtung: Stille breitet sich aus, und der Blick meines Gottes liegt warm auf mir wie die wärmenden Strahlen der Sonne. Ich komme zur Ruhe in diesem Blick und lausche seiner Stimme, die sanft und still ist.

Gebet kann so vieles sein: Loblied, Klage, Bitte, Dank. Alles findet Raum im Gebet, was mir – im Guten wie im schlechten Sinne – auf der Seele liegt und das ich direkt zu Gott bringen will. Wir alle haben wahrscheinlich jede dieser Arten von Gebet erlebt. Aber was bedeutet Gebet für mich im Kern, in seinem innersten Wesen?

Jetzt kann ich die Dinge vor ihm ausbreiten, die mich beschäftigt haben, kann ihm meine Sorgen hinhalten, meine Ängste und Nöte. Ich kann abgeben und fragen, bitten und danken. Ich kann ihm aber auch einfach nur mein liebendes Herz hinhalten, mit ihm schweigen und seinen Blick auf mir ruhen lassen.

Wenn ich aus dem Gebet komme, bin ich innerlich aufgeräumt, alles hat seinen Platz und seine angemessene Proportion bekommen. Ich bin geklärt, erfrischt, beruhigt.

Auf die Frage hin, welches das wichtigste Gebot ist, antwortet Jesus: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben, von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken! Das ist das erste und wichtigste Gebot.“

Das ist Gebet für mich, Gott in meinem Leben an erste Stelle zu stellen, ihn von ganzem Herzen zu lieben und mit ganzer Seele und all meinen Gedanken. ■



Lovis Kalden-Knappstein,
Rezeptionskraft in einer Physiotherapie
Praxis, Kassel



DIESEN BEITRAG
KÖNNEN SIE AUCH ANHÖREN

Familien und Kinder stärken

DURCH DIE WEITERGABE DES GLAUBENS

Die Weitergabe des Glaubens ist ganz einfach. Kinder machen es uns leicht. Kleine Kinder sind wie Schwämme, sie saugen alles auf. Kinder beobachten und sortieren, sie kategorisieren und kombinieren. Sie fragen und fragen und versuchen, durch ihre Fragen mehr zu verstehen. Kinder freuen sich, wenn sie etwas Neues entdecken, und bauen dies in ihren bisherigen Erfahrungs- und Erkenntnisschatz ein. Weitergabe des Glaubens geschieht so ganz natürlich. „Was nützt die ganze Erziehung? Sie machen uns ja doch nur alles nach.“ Diesen humorvollen Satz mit sehr viel Eigenironie habe ich oft von meinem Vater gehört. Die Weitergabe des Glaubens ist wirklich einfach: Kinder übernehmen Haltungen und Praktiken von ihren Erwachsenen. Kinder orientieren sich an ihren Erwachsenen. Kinder werden zunächst über „Gefühlsansteckung“ mit in die Glaubenshaltung der Eltern hineingenommen, betont Anna Katharina Szagun. Kinder orientieren sich an ihren Erwachsenen und spüren genau hin. Sie spüren, wie die Stimme sich verändert, wenn gebetet wird. Sie spüren, wenn Eltern sich Sorgen machen, aber auch, wenn sie sich geborgen fühlen oder Gott gegenüber Dankbarkeit empfinden. Sie spüren, wenn es etwas Größeres gibt, was den Eltern Kraft gibt. Dies verstärkt das Gefühl von Sicherheit bei Kindern. So können Kinder in die Gottesbeziehung der Eltern hineinwachsen. Sie sehen ihre Erwachsenen, wie sie beten, vor dem Essen oder am Abend, in einer Familienandacht oder am Bett eines kranken Kindes. Dies ist die natürlichste Art, den Glauben weiterzugeben. Einfach den Glauben im Alltag zu leben und den Kindern daran Anteil zu geben.

Nach Bernhard Grom besteht die Gottesvorstellung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen aus kognitiven und emotionalen Anteilen. Die emotionalen Anteile nennt er „Gottesbeziehung“, die kognitiven „Gottesverständnis“. Oft steht

z.B. im schulischen Religionsunterricht der kognitive Anteil im Vordergrund. Es wird darüber nachgedacht, was inhaltlich vermittelt wird und wie dies didaktisch gut gestaltet werden kann. Der emotionale Anteil, die Gottesbeziehung, wird oft nicht berücksichtigt. Grom plädiert dafür, Räume zu eröffnen, in denen der emotionale Anteil gefördert wird. Die Förderung der Gottesbeziehung von Kindern kann in der Familie ganz natürlich geschehen. Zunächst durch die oben genannte „Gefühlsansteckung“, mit der Kinder die Gefühle ihrer Eltern Gott gegenüber erspüren und übernehmen. Dann können Kinder in ihrer eigenen Gottesbeziehung gefördert werden, z.B. indem sie selber zum Gebet eingeladen und angeleitet werden. Das Gottesverständnis, der kognitive Anteil der Gottesbeziehung, kann durch die Vermittlung von Glaubensinhalten, durch das Erzählen von biblischen Geschichten, durch Liedertexte, durch Gespräche über den Glauben und Gott gefördert werden. Hier ist die Rolle der „Kinderfrage“ herauszustellen. Kinder sind neugierig und „wissbegierig“. Sie wollen die Welt erforschen und verstehen. Darum fragen sie oft „Warum?“. Warum ist dieses so und jenes so? Wie hängt das eine mit dem anderen zusammen?

In der jüdischen Tradition finden wir eine besondere Wertschätzung der „Kinderfrage“. Sie wird liturgisch in die Feier des Seder-Abends vor dem Pessach-Fest eingefügt: „Wenn eure Kinder später fragen, wozu all die Weisungen, Gebote und Rechtsbestimmungen gut sind, die ihr vom Herrn, eurem Gott, bekommen habt, dann gebt ihnen zur Antwort: Als Sklaven mussten wir dem König von Ägypten dienen, doch der Herr befreite uns mit seinem starken Arm.“ Dtn. 6,20-21 (Gute Nachricht) Die Weitergabe des Glaubens wird hier von der nächsten Generation gewünscht. Diese ist konfrontiert mit Bestimmungen und Geboten und hat möglicherweise noch

keinen Bezug dazu. „Wozu ist das alles gut?“, wird gefragt. Die Mütter und Väter haben nun die Gelegenheit, ihre Geschichte zu erzählen: „Das haben wir erlebt. Gott hat uns aus der Sklaverei befreit und uns aus Ägypten geführt, und deshalb wollen wir unser Leben nach seinen Weisungen und Geboten ausrichten.“ Eltern werden aufgefordert, die Fragen mit ihrer eigenen Gotteserfahrung zu beantworten. Sie können und sollen sich auf die Fragen ihrer Kinder vorbereiten. Was habe ich mit Gott erlebt? Was davon kann ich meinem Kind weitergeben? Was sind für mich die Weisungen Gottes, an denen ich mich orientiere? Wie kann ich das meinem Kind verständlich vermitteln? Und dann heißt es, auf die Frage warten. Oft geben wir Antworten auf Fragen, die nicht gestellt worden sind. Was wir dann sagen, geht möglicherweise ins Leere. Eine durch eine Frage hervorgerufene Antwort hilft, Zusammenhänge herzustellen und Lücken zu füllen. Daher heißt es, auf die Frage warten und genau hinhören: Was will mein Kind jetzt wissen, kennenlernen? Welcher Zusammenhang soll sich erschließen? Auf die Frage warten, heißt auch: die Frage wecken. Wir wecken Fragen, indem wir Kinder an unserer Glaubenspraxis teilhaben lassen. Sie beobachten uns und fragen: „Was machst Du da?“ Die obige Frage taucht im Kontext eines religiösen Festes auf. Feste sind die ideale Gelegenheit, Kindern den Glauben in der eigenen Tradition weiterzugeben. Mit Kindern Weihnachten, Ostern und Pfingsten zu feiern, heißt auch, ihnen die grundlegenden Inhalte christlichen Glaubens zu vermitteln.

Wir wecken Fragen, indem wir biblische Geschichten erzählen und Kinder einladen, sie selber zu entdecken. Wir wecken Fragen, indem wir mit unseren Kindern am Gemeindeleben teilnehmen. Auch dort erleben sie vieles, was sie nicht verstehen, und sie hören Erzählungen, mit denen der Glaube an Jesus

Christus weitergegeben wird. Aus der „Kindertheologie“ kommen Impulse, wie Erwachsene mit Kindern gemeinsam Bibeltexte erschließen können. Hier werden die Kinder als aktive Gesprächspartner sowohl mit ihren Fragen als auch mit den Antworten, die sie selber kreativ finden, ernst genommen.

Dass Kinder uns alles nachmachen, bedeutet zunächst aber auch, dass ihr Glaube extrinsisch motiviert ist. Sie beten oder besuchen einen Gottesdienst, weil ihre Erwachsenen es von ihnen erwarten. Im Laufe der Entwicklung sollte der Glaube immer mehr intrinsisch motiviert sein. Unsere Aufgabe als Erwachsene besteht darin, Kinder in ihrer Glaubensentwicklung so zu fördern, dass sie aus eigener Motivation beten und den Gottesdienst besuchen, dass sie ihre eigene Gottesbeziehung leben. Unsere Aufgabe ist es, eine „mitwachsende“ Gottesvorstellung zu fördern. Für die Gottesbeziehung, die emotionalen Anteile, bedeutet dies, die intrinsische Motivation zu fördern. Dies geschieht vor allem, wenn wir Kindern Mut machen, ihre eigene Überzeugung zu bilden und auch einmal „Nein“ zu sagen zu dem, was von ihnen erwartet wird. Für das Gottesverständnis, die kognitiven Anteile der Gottesvorstellung, bedeutet dies vor allem auch, Raum zu lassen für die schwer zu verstehenden Seiten des Glaubens: wenn Gebete nicht erhört werden, wenn Gott nicht eingreift und das Leben sich von seiner schattigen Seite zeigt. Hier kann die Integration von offenen Fragen, Glaubenszweifeln und Klagen helfen, Spannungen auszuhalten und so ein mitwachsendes Gottesverständnis zu fördern.

Glaubensweitergabe kann ein dialogischer Prozess innerhalb einer Familie sein, der sowohl die Familie als auch die Kinder stärkt. Das Miteinander und die Kommunikation werden so gefördert. Durch Bibelgeschichten und Lieder kann auch die Resilienz von Kindern gestärkt werden. Es stärkt Kinder, wenn sie ermutigt werden, nicht nur zu danken und zu bitten, sondern auch zu loben und zu klagen, zu hoffen und zu trauern. Wenn all diese Gefühle in die Praxis des Glaubens integriert sind, wirkt das annehmend und stärkend auf Kinder und fördert ihre mentale Gesundheit.



**GLAUBE UND RELIGION
KÖNNEN RESSOURCEN SEIN,
DIE KINDER STARK MACHEN.**

EIN PAAR PRAKTISCHE HINWEISE:

Anna Katharina Szagun hat in den letzten Jahrzehnten intensiv an der Entstehung der Gottesvorstellung von Kindern und Jugendlichen geforscht. In ihren Büchern finden sich sehr gelungene Ausarbeitungen, Kindern christliche Glaubensinhalte zu vermitteln und sie in ihrem eigenen Denken und ihrer eigenen Gottesbeziehung zu fördern.

Anna Katharina Szagun: *Wie kommt Gott in Kinderköpfe?: Praxis frühen religiösen Lernens*, Gera 2017

Anna Katharina Szagun: *Glaubenswege begleiten: Neue Praxis religiösen Lernens*, Leipzig 2013

Die Arbeit mit biblischen Texten und Inhalten ist für den schulischen Religionsunterricht in den letzten Jahrzehnten wieder neu entdeckt worden und Mirjam und Ruben Zimmermann haben dies in ihrem „Handbuch Bibeldidaktik“ fruchtbar gemacht. Dieses Handbuch, das für die Arbeit mit Kindern und Erwachsenen gedacht ist, kann auch als eine gute Anleitung für den Umgang mit biblischen Inhalten für die Weitergabe des Glaubens innerhalb der Familie dienen. Mirjam Zimmermann, Ruben Zimmermann: *Handbuch Bibeldidaktik*, 2. Auflage, Tübingen 2018.

Praktische Unterstützung bei der Weitergabe des Glaubens bietet die von Anna Eberbach und Volkmar Hamp im Auftrag des Fachkreises Sichere Gemeinde im Gemeindejugendwerk des BEFG herausgegebene Methodenkartei zur Gewaltprävention.

„Glaube und Religion können Ressourcen sein, die Kinder stark machen – wenn religiöse Erziehung nicht zur „Gottesvergiftung“ führt (Tilman Moser), sondern zu Vertrauen, Zuversicht und Hoffnung“, schreiben die Verfasser:innen und bieten verschiedene Methoden an, um mit Kindern ins Gespräch zu kommen. Hier findet sich u.a. der Hinweis auf das Liederbuch „Jede Menge Töne 2“, welches eine Rubrik enthält: „Lieder, die Kinder stark machen“. Solche Lieder zu singen und dies mit Bewegungen zu unterstützen, „schafft eine gute Basis für den Glauben (das Vertrauen) der Kinder“, wird hier betont. ■



Prof. Dr. theol. Andrea Klimt,
Rektorin der Theologischen Hochschule Elstal, Wustermark bei Berlin

Segne uns AN DIESEM TAG

*Segne uns an diesem Tag.
Komm, nimm unsre Hand.
Sieh uns freundlich an und sag:
Es geht in gutes Land.*

*Segne jeden kleinen Schritt.
Geh mit uns bergauf.
Geh auch in die Täler mit.
Und fall'n wir, fang uns auf.*

*Segne uns in dieser Zeit.
Jeder Tag ist dein.
Mache Herz und Hände weit.
Damit wir Hoffnung streun.*

*Segne uns auch in der Nacht.
Räum die Seele auf.
Heile, was uns Kummer macht.
Du gabst dein Wort uns drauf.*


*Segne auch den letzten Tag.
Bleibe uns ganz nah.
Was dann auch geschehen mag.
Wir wissen, du bist da.*

*Segne uns an diesem Tag.
Komm, nimm unsre Hand.
Sieh uns freundlich an und sag:
Es geht in gutes Land.*

Jan Primke
Mirjam Schäfer
Jürgen Werth
2020



ES GEHT IN GUTES LAND



„Es vergeht kein Monat, in dem nicht zwei oder drei Reaktionen auf dieses Lied bei mir eintrudeln“, erzählt Jan Primke, als wir uns über sein Lied „*Segne uns an diesem Tag*“ unterhalten, welches auf der Seite 35 abgedruckt ist. „Ich bin tief berührt, was die fünf Strophen bei Menschen auslösen, die mit dem Lied in Berührung kommen. Da schickt mir jemand ein Foto aus dem Konfirmationsgottesdienst seiner Tochter und andere schreiben, was ihnen die eine oder andere Strophe bedeutet.“

Das Lied entstand 2017 in einer Pause zwischen Soundcheck und Auftritt. „Es ist mir zugeflogen“, erinnert sich Jan Primke, der in der christlichen Musikszene seit vielen Jahren fest verwurzelt ist. Zusammen mit der Sängerin Miriam Schäfer entstanden damals die ersten Strophen, die dann von Jürgen Werth überarbeitet und um eigene Zeilen ergänzt wurden. „Damals haben wir das noch unfertige Lied in unser Programm aufgenommen und den Abend mit dem Segenslied beschlossen.“ Wichtig ist Jan Primke, dass die Sprache des Liedes mit dem Alltag zu tun hat. „Viele Lobpreislieder verwenden Bilder, die niemand versteht, wenn da zum Beispiel vom Löwen auf dem Thron gesungen wird.“

Inzwischen wird das Lied in katholischen Messen, in landes- und freikirchlichen Gottesdiensten landauf landab gesungen. Eine Reaktion ist dem Komponisten sehr nahe gegangen: „Bei einem Konzertgottesdienst in Volmarstein“, erinnert sich Jan Primke, „kam eine ältere Frau, am Stock, zur Bühne und bat um den Text des Liedes. Ein gutes Jahr später war ich wieder in dieser Kirchengemeinde und die Frau kam, dieses Mal am Rollator wieder an die Bühne und erzählte:“ > Eine Strophe habe ich zu meinem Abendgebet gemacht: Segne uns auch in der Nacht, räum die Seele auf, Heile, was uns Kummer macht, Du gabst dein Wort uns drauf < „Es hat mich so berührt, dass jemand ein Lied, was wir nach bestem Gewissen komponiert haben, sich zu eigen gemacht hat, ein Segenslied, das einem durch möglichst viele Momente des Lebens trägt.“ Das Lied erzählt in fünf Strophen eine Geschichte, quer durch das Leben.

Eine besondere Bedeutung hatte die letzte Strophe für einen Konzertbesucher, der erzählt: „Wir haben letzte Woche jemanden aus der Familie verloren und wir haben dieses Lied noch ganz kurz vor dem Tod am Sterbebett gesungen.“ Jan Primke: „Das berührt mich zutiefst, weil als Songschreiber schreibt man ja tatsächlich relativ regelmäßig Lieder und die meisten davon sind bald wieder vergessen. Aber 'Segne uns an diesem Tag' hat es irgendwie geschafft, sich durch Generationen hindurch in die Herzen zu pflanzen.“

Das Lied hat inzwischen auch einen englischen Text (Bless us each and everyday) und fand auch internationale Fans. Eine Fassung wurde in Indien eingesungen und dort singen vielleicht genauso viele Christen das Lied wie im deutschsprachigen Raum. Eine spanische Version ist in Vorbereitung.

Jan Primke mag alle Strophen, aber eine ist ihm besonders wichtig, in der es heißt: „Sieh uns freundlich an und sag: Es geht in gutes Land.“ „Wenn mich jemand freundlich anguckt, dann schafft das eine Vertrauensebene und mein Herz geht erst mal auf und ich denke, dann folge ich dir auch gerne. Also, wenn jemand mich freundlich ansieht, dann mag ich gerne mit ihm in dieses neue Land gehen und ich glaube, dass es ein gutes Land ist.“ ■

Das Gespräch führte Frank Fornaçon

Mehr über Jan Primke und seine Musik:
<https://janprimke.de>



FÜR SIE GELESEN



EIN NEUES KAPITEL

Von sexualisierter Gewalt ist seit Jahren die Rede. Wie sich Kirchen und andere gesellschaftlichen Organisationen mit der Aufarbeitung der Vergangenheit schwertun, ist weitgehend bekannt und beklagt. Für die Zukunft wurden inzwischen Präventionsprogramme entworfen und implementiert. Trotzdem gibt es nach wie vor blinde Flecken, sowohl was die Aufarbeitung als auch die inneren Zusammenhänge von geistlichem Machtmissbrauch und sexualisierter Gewalt angeht. Hier liefert der vorliegende Band eine umfangreiche und vielschichtige Grundlage. In dieser Breite und Tiefe betreten die Autoren Neuland. Dabei scheuen sie sich nicht, genau hinzusehen und den Finger in offene Wunden zu legen. Geistlicher Missbrauch ist eine theologische Kategorie, denn hier werden Menschen mit theologischer Begründung sexualisierter Gewalt ausgesetzt. Es schmerzt, wenn die Autorität von spirituellen Führungspersonen den Widerstand der Opfer bricht und der Schutz des kirchlichen Images mit geistlichen Gründen über den Opferschutz gestellt wird. Das Buch schlägt ein weiteres Kapitel auf in der Aufarbeitung sexualisierter Gewalt in der Kirche und ihrer Sozialarbeit. ■

Astrid Giebel, Bruno Schrage (Hg.), Geistlicher Machtmissbrauch und sexualisierte Gewalt. Blinde Flecken in der konfessionellen Wohlfahrtspflege, Freiburg i.Br., Lambertus Verlag, ISBN 978-3-7841-3881-7, 550 Seiten, Euro 52,00, SFr 57.90

Frank Fornaçon

NICHT OHNE UNS

Noch ein Buch über Rassismus? Ich habe schon viele Titel aus diesem Themenbereich gelesen, aber dieses Buch bietet neue Perspektiven aus der Sicht eines Sozialpsychologen, der aufgrund seiner türkischen Eltern schon als Schüler vielfältige Diskriminierungserfahrungen gemacht hat. Er beschreibt die unausgesprochenen Barrieren, die Integration erschweren und oft genug scheitern lassen. Wer kultursensibel pflegen und behandeln will oder sich angemessen gegenüber migrantischen Mitarbeitenden verhalten will, kann bei der Lektüre viel lernen. Als Rezensent mit einem französischen Nachnamen kenne ich die immer gleiche Frage nach meiner Herkunft. Frankreich – wie die meisten dann vermuten – ist ein sympathisches Land. Aber was wäre, wenn ich einen pakistanischen Namen trüge? (Die Familie ist übrigens schon vor über 300 Jahren aus der Schweiz nach Preußen eingewandert.) Deli, der selbst im Gesundheitswesen tätig ist, schreibt über seine Motivation: „Wenn wir mehr übereinander wissen und Wertschätzung füreinander aufbringen, kann auch das Zusammenleben besser funktionieren.“ ■

Musa Deli, Unsichtbare Mauern: Warum unser Paradigma der Integration scheitert – und Migration Zukunft statt Bedrohung bedeutet, Paderborn, Bonifatius Verlag, 2026, 226 Seiten, ISBN 978-3987901133, Euro 24,00, SFr 37.90



LITERATUR

Frank Fornaçon

TAGUNGEN, SEMINARE & KONFERENZEN

TERMINE:

JULI

23.-26.07.26, Jugendhaus Josefstal Schliersee
CiG Wanderfreizeit
www.cig-online.de

AUG.

31.08.-04.09., Lutherstadt Wittenberg
Basiskurs Spiritual Care
<https://akademie.johannesstift-diakonie.de>

SEP.

27.09.2026, Hamburg
Ökum. Patientengottesdienst
www.cig-online.de

OKT.

09.-11.10.26, Travenbrück
**Wochenende für Kranke und Angehörige
 im Kloster Nütschau**
www.cig-online.de

15.-18.10.2026, Elbingerode/Harz
Gebetstage 2026 – Raum für Begegnung
www.cig-online.de

30.10.-01.11.26, Hünfeld
Hebammen-Workshop
www.cig-online.de

NOV.

04.11.2026, Ludwigshafen
Ökum. Patientengottesdienst
www.cig-online.de

14.11.2026, Hamburg
Ökum. Patientengottesdienst
www.cig-online.de

DEZ.

07.-11.12.2026, München
SpECi – Spiritual/Existential Care interprofessionell
www.lmu-klinikum.de/christophorus-akademie/courses/1670



**Gesunder Umgang mit Krankheit –
 Schritte der Heilung gehen**
 Wochenende für Kranke und Angehörige

09.-11.10.26, Kloster Nütschau
 16.-18.04.27, Kloster Nütschau

www.cig-online.de

ZUM VORMERKEN

19.-21.02.2027, Elbingerode/Harz
CiG-Wochenende für Mitarbeitende im Gesundheitswesen
www.cig-online.de

28.-30.05.2027, Körner (Volkenroda), Thüringen
10. Christlicher Gesundheitskongress, Kloster Volkenroda
www.christlicher-gesundheitskongress.de

IMMER AKTUELL

Termine siehe www.cig-online.de

CiGstarter Themen- und Gebetsabende, Online
**Für Auszubildende, Studierende und Berufsstarter
 bis 35 Jahre**

Internationales Pflege-Café, Online
Erfahrungsaustausch über den Berufsalltag in der Pflege

Therapeuten-Café, Online
Erfahrungsaustausch über den Berufsalltag von Therapeuten

Emmaus Forum, Online
Christen in Psychotherapie und psychosozialer Beratung

Schatzsuche Forum, Online
**Christen in Pädiatrie, Kinder- und Jugendpsychiatrie/-therapie,
 Familienberatung/-therapie, Heilpädagogik**

Horizonte, Online
Christen in Geriatrie, Altenpflege und Altenseelsorge

Palliativ, Online
Christen in Palliativ- und Hospizdiensten

30 Minuten plus+, Online
Interdisziplinäres Forum, Praxisfragen im Fokus

Let's Talk! Gesprächsforum.
Gesundheitsberuf und christlicher Glaube

PERSÖNLICH für Sie



LIEBE PATIENTIN, LIEBER PATIENT!

„Wenn Sie ins Zimmer kommen, dann geht die Sonne auf!“ Die Pflegeschülerin, die diesen Satz hört, wird ihn ihr Leben lang nicht vergessen. Ein solches Kompliment einer Patientin ist sicherlich nicht aus der Luft gegriffen. Offenbar hat die Schülerin eine Art, die bei den Patienten positive Gefühle wachruft. Ist es ihre freundliche Stimme, eine nette Geeste, ein lockerer Spruch auf den Lippen? In ihrem Auftreten liegt nichts Gekünsteltes. Freundlichkeit lässt sich nicht antrainieren. Die professionelle Freundlichkeit eines Verkäufers wird von den Kunden schnell durchschaut. Sie gehört zu einem guten Verkaufsgespräch dazu, sagt aber wenig über die tatsächliche Haltung des Geschäftsmanns.

Unter den Bedingungen einer Klinik oder eines Pflegeheims ist Freundlichkeit noch etwas anderes. Die tiefe Krise, in die Patienten im Krankenhaus oder beim Umzug in ein Pflegeheim geraten, macht empfindsam für echt und unecht. Wenn Freundlichkeit nur gespielt wird, merkt man es sofort. Wenn das Leiden den Alltag bestimmt, wirkt ein freundliches Wort wie eine Medizin. Ein Lächeln kann den Schmerz erträglicher machen.

Die echte Freundlichkeit der Schülerin in unserer Geschichte wirkt ansteckend. Sie verändert das Klima im Raum. Es ist, als ob jemand das Fenster weit öffnet und frische Luft einlässt.

Und die Patientin, die der jungen Frau für ihre Freundlichkeit dankt? Sie bewirkt mehr als nur ein wenig Lob. Sie prägt das weitere Leben der Schülerin und bewirkt etwas: Das Niveau der Freundlichkeit steigt. Im Moment im Patientenzimmer, auf lange Sicht im beruflichen Leben der künftigen Pflegefachkraft.

Wie wäre es, heute dazu beizutragen, dass sich Freundlichkeit breit macht? ■

Ihr Frank Fornaçon,
Pastor i. R., Ahnatal

Impressum

Herausgeber und Verlag: ChrisCare erscheint im Verlag Frank Fornaçon, Ahnatal, und wird von Christen im Gesundheitswesen e.V. herausgegeben.

Chefredaktion: Frank Fornaçon (FF) (V.i.S.d.P.), Korrektorat Julia Pickhard-Eberwein. Die Beiträge wurden sorgfältig ausgewählt, dennoch übernimmt die Redaktion keine Haftung für die Inhalte. Verantwortlich ist der jeweilige Autor. Zur leichteren Lesbarkeit wird bei Begriffen, die männlich und weiblich gemeint sind, in der Regel eine gemeinsame Form verwendet, z.B. „Patienten“. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernimmt der Verlag keine Haftung.

Copyright: Christen im Gesundheitswesen e.V., ChrisCare wird in CareLit ausgewertet: www.carelit.de

Redaktionsanschrift: Verlag Frank Fornaçon, Am Gewende 11, 34292 Ahnatal, Deutschland, Tel.: (+49) (0) 56 09 80 625, Fornacon-Medien@web.de, www.verlagff.de

Gestaltung: hallo!rot, Anneliese-Bilger-Platz 1, 78244 Gottmadingen, Deutschland, www.hallo-rot.de

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Werner-Heisenberg-Straße 7, 34123 Kassel

Anzeigenverwaltung Deutschland und Österreich: Verantwortlich: Georg Schiffner, Christen im Gesundheitswesen e.V., Nelkenstr. 6, 21465 Reinbek, Tel.: (+49) (0) 4104 91 709 30, info@cig-online.de, www.cig-online.de

Anzeigenverwaltung Schweiz: Verantwortlich: Niklaus Mosimann, SCM Bundes-Verlag (Schweiz), Rämismatte 11, Postfach 128, CH-3232 Ins, Tel.: (+41) (0) 43 288 80 15, werben@bvmedia.ch, www.bvmedia.ch. Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 1/2012. Trotz sorgfältiger Prüfung kann der Verlag keine Verantwortung für die veröffentlichten Anzeigen, Beilagen und Beihefter übernehmen. ChrisCare erscheint jeweils in der Mitte eines Quartals.

Preise: Einzelheft € (D) 5,80, € (A) 6,00, SFr. (CH) 10.30. Jahresabonnement (4 Ausgaben), € (D) 19,20, € (A) 19,80, SFr. (CH) 31.30, jeweils zuzüglich Versandkosten von 9,30 SFr. (CH). Anschriftenänderungen sind rechtzeitig vor Erscheinen des nächsten Heftes dem ChrisCare-Aboservice in Deutschland oder dem SCM Bundes-Verlag (Schweiz) in der Schweiz mitzuteilen. Die Post liefert Zeitschriften nicht automatisch an die neue Anschrift.

Bestellungen aus Deutschland und Österreich: Nelkenstr. 6 21465 Reinbek, info@cig-online.de, Tel.: (+49) (0) 4104 917 09 30, Fax: (+49) (0) 4104 917 09 39, Vertrieb auch über die J.G.Oncken Versandbuchhandlung, Postfach 20 01 52, 34080 Kassel, Tel.: (+49) (0) 561 5 20 05-0, Zeitschriften@oncken.de

Bestellungen aus der Schweiz: SCM Bundes-Verlag (Schweiz), Rämismatte 11, Postfach 128, CH-3232 Ins, abo@scm-bundes-verlag.ch, www.scm-bundes-verlag.ch, Tel.: (+41) (0) 43 288 80 10, Fax: (+41) (0) 43 288 80 11

Konto Deutschland: Christen im Gesundheitswesen, Evangelische Bank, IBAN: DE55 5206 0410 0206 4161 79, BIC: GENODEF1EK1

Konto Schweiz: Postkonto 85-622703-0, IBAN: CH90 0000 8562 2703 0, BIC: POFICHBEXX

Fotos: Istock: Titelbild, S. 18, Magnific: S. 6, 10, 11, 32, 33, 34, 36, 40 Unsplash: S. 8, 9, 16, 23, 26, Wikipedia (Zöblitz): S. 19, alle anderen Bilddaten: privat und hallo!rot

Illustrationen: hallo!rot (www.hallo-rot.de), Magnific: S.12, 20, 24, 26, **Fachbeirat:** Dr. theol. Peter Bartmann (Berlin), Gesundheitsökonom, Diakonie Bundesverband; Reinhild Bohlmann (Kassel), Bund freiberuflicher Hebammen Deutschlands BfHD e.V., Leiterin der Fortbildungsakademie; Prof. Dr. med. Andreas Broocks (Schwerin), Ärztl. Direktor Carl-Friedrich-Flemming-Klinik, HELIOS-Kliniken; Ulrike Döring (Wiesbaden), Vorsitzende des Evangelischen Berufsverbandes Pflege; Paul Donders (Niederlande), Leitung xpand international; Prof. Dr. Ralf Dziewas (Bernau), Professor für Diakoniewissenschaft und Sozialtheologie; Heribert Elfggen (Aachen), Physiotherapeut, Dipl. Musiktherapeut; Claudia Elwert (Ettlingen), Physiotherapeutin, Mitarbeiterin Zusammen für Gesundheit-Therapie-Heilung; Sr. Hildegard Faupel (Springe), Theologin, Pädagogin; Dr. theol. Astrid Giebel (Berlin), Diplom-Diakoniewissenschaftlerin, Pastorin, Krankenschwester, Theologin im Vorstandsbüro der Diakonie Deutschland-Evangelischer Bundesverband; Dr. med. Martin Grabe (Oberursel), Chefarzt Psychosomatik Klinik Hohe Mark, Akademie für Psychotherapie und Seelsorge e.V.; Dr. med. René Hefti (Langenthal), Ärztlicher Consultant und Leiter Forschungsinstitut Spiritualität & Gesundheit; Sr. M. Basina Kloos (Waldbreitbach), Franziskanerin, Generaloberin; Sr. Anna Luisa Kotz (Untermarchtal), Vorstand Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul; Reinhard Köller (Aumühle), Arzt für Allgemeinmedizin, Naturheilverfahren; Dr. med. Gabriele Müller (Frankfurt a. M.), Anästhesistin am Schmerz- und Palliativzentrum Rhein-Main; Rolf Nussbaumer (Herisau), Schule für christliche Gesundheits- und Lebensberatung; Weihbischof Thomas Maria Renz (Rottenburg), Diözese Rottenburg-Stuttgart; Dr. med. Claudia Scharck (Kassel); Oberin Andrea Trenner (Berlin), Oberin Johanniter Schwesternschaft; Dr. phil. Michael Utsch (Berlin), Psychotherapeut, Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen



**FREUNDLICHKEIT IST EINE
SPRACHE, DIE TAUBE HÖREN
UND BLINDE LESEN KÖNNEN.**

MARK TWAIN

